

Christian von Kamp

LETZTSCHRIFTEN

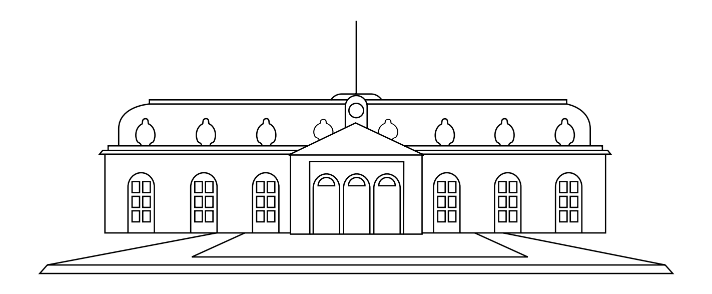
ROMAN

Illustrierte Ausgabe

Christian von Kamp

Letztschriften

Illustrierte Ausgabe des Romans



Vielen Dank an die Künstler, durch deren
Bilder dieses illustrierte eBook ermöglicht wurde!

Für die eBook-Gestaltung danke ich
ganz herzlich Herrn Matthias Klemm!



http://www.ebook-bibliothek.org

Düsseldorf 2006

http://www.christian-von-kamp.de

DAS BUCH

Wissen befreit — und kann doch zugleich schwer belasten. Leben auch wir in einer Spätzeit, vielleicht sogar in einer Endzeit? Werden in Kürze, in wenigen Jahrzehnten, in ein oder zwei Jahrhunderten, auch bei uns Letztschriften entstehen? Und dann folgt der Untergang oder die Versteinerung? Oder sollte unser Schicksal ein anderes sein als das früherer Kulturen? Wüßte ich es nicht, so bliebe die Hoffnung; leider weiß ich es, weiß auch, daß es zukünftigen Zivilisationen ebenso wie uns ergehen wird. Denn es steht im Buch. In den Letztschriften. Und doch: ein Teil wird überleben. Ich erhoffe es nicht, ich weiß es. Wir wissen es: Moni und ich.

Wie alles begann? Mit Onkel Thomas. Er war ein Zyniker und liebte die Menschen nicht besonders, denn er kannte sie zu gut; zugleich — so meine Meinung — kannte er sie zu wenig. Vor einigen Wochen starb er. Auch uns hatte er in seinem Testament bedacht. Das Häuschen in Winterberg fiel an seine Tochter, wir erhielten das, was sie vermutlich ohnehin weggeworfen oder verscherbelt hätte: einige hundert Bücher, sein kleiner Wissensschatz.

Als wir die Pakete öffneten — wobei wir uns gut vorstellen konnten, wie meine Cousine sich über das Porto geärgert haben mochte —, staunten wir über die Fülle philosophischer Werke, besonders von Schopenhauer und Nietzsche.

Und dann fiel mir dieses eine, unscheinbar aussehende Buch in die Hände, das uns beide so sehr beeindrucken und unser Leben beeinflussen sollte. Buch? Man sollte es eher als Mappe bezeichnen, als eine Sammlung von Blättern, die im nachhinein zum Buch gebunden wurden. Der erste Teil davon bestand aus handbeschriebenen Seiten, vielleicht in Sanskrit oder einer ähnlichen Schrift. Sie waren vermutlich schon einige hundert Jahre alt, jedenfalls ließ die Tinte sich an manchen Stellen nur noch mühsam erkennen, sie war verblaßt, das Papier fleckig und brüchig. Die zweite Buchhälfte: weiße Blätter, auf denen ich die Schriftzüge meines Onkels erkannte, möglicherweise eine Übersetzung des vorhergehenden Teils ins Deutsche. Ich wunderte mich, über welche mir unbekannten Fähigkeiten Onkel Thomas anscheinend verfügt hatte. Diese neueren Seiten trugen groß die Überschrift „Letztschriften".

Das Buch legte ich vorläufig beiseite, mitten hinein in meinen „Chaos-Haufen", den ich für die in der näheren Zukunft zu erledigenden Aufgaben aufgestapelt hatte, denn die Letztschriften hatten so viel Interesse in mir geweckt, daß ich beschloß, in den kommenden zwei oder drei Wochen mit der Lektüre zu beginnen.

Die anderen Bücher ordneten wir grob nach Sachgebieten in verschiedene Stapel und gönnten uns dann zur Erholung einen längeren Abendspaziergang.

Als wir heimkehrten, stellten wir sofort fest, daß unser Häuschen Besuch von Einbrechern erhalten hatte. Das Küchenfenster war aufgebrochen, sämtliche Schranktüren

und Schubladen standen offen, Kleidungsstücke und andere Gegenstände lagen verstreut am Boden, vor allem aber pflasterten die Bücher meines Onkels in wildem Durcheinander den Boden. Sofort schauten wir nach den Wertgegenständen, konnten aber nicht feststellen, daß auch nur ein einziger Silberring oder der kleinste Geldschein fehlten. Die Eindringlinge hatten die Wertsachen zwar in Händen gehalten, sie dann aber achtlos zu Boden geworfen.

Die herbeigerufene Polizei konnte sich ebensowenig wie wir einen Reim darauf machen. „Vielleicht haben sie etwas Bestimmtes gesucht", meinte schließlich eine junge Polizistin. „Und Sie vermissen wirklich nichts?" Wir konnten nur verneinen. Allenfalls hatten die Einbrecher wertlose Kleinigkeiten mitgenommen, deren Fehlen uns nicht auffiel.

Einige Wochen später stellte die Polizei die Ermittlungen ein.

Als ich nach Abschluß des utopischen Romans „Paradision" wieder mehr Zeit hatte, an etwas anderes als die Schriftstellerei zu denken, begann ich, die Letztschriften, die mutmaßliche Übersetzung meines Onkels, zu lesen.



Gabriela Pizzo „Die Wilde“

Erste Letztschrift

DIE WILDE

Schon als ich ein Kind war, ein Junge von vier Jahren, fühlte, wußte ich: Ich bin alt. Egal, ob ich mit acht oder mit 80 Jahren sterben würde: auf jeden Fall würde ich als alter Mensch verscheiden.

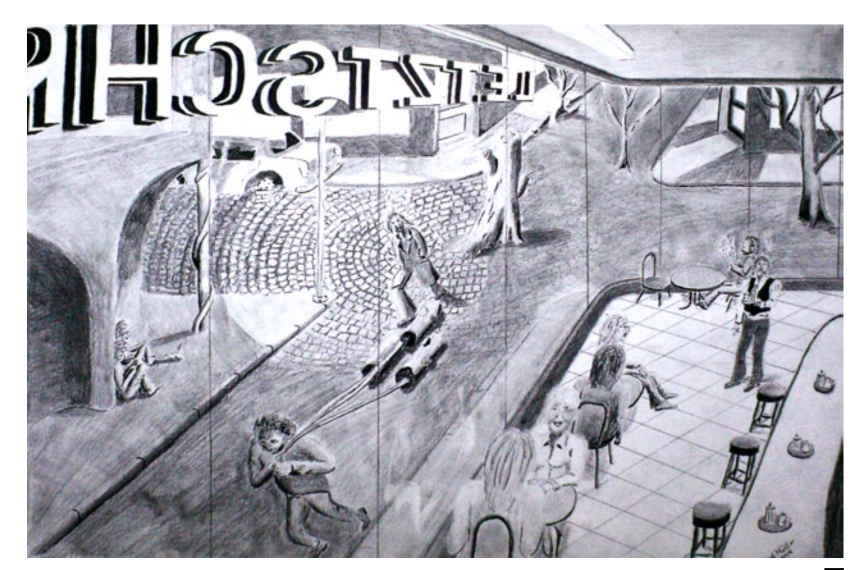
Dieses Wissen machte mich keineswegs traurig. Vielleicht ein wenig melancholisch, heiter-melancholisch. Ich hatte keine Angst vor dem Tod. Nicht etwa deshalb, weil ich nicht an ihn gedacht oder ihn weit weg von mir gewähnt hätte. Im Gegenteil, ich sann oft über ihn nach, ganz im Gegensatz zu vielen meiner Freunde. Aber schon damals erkannte ich: Zum Alter gehört der Tod. Wenn das Leben gelebt ist — und das wird nicht nach Jahren, sondern nach dem Gefühl bemessen —, dann muß es seinen Abschluß finden.

Doch nicht von mir will ich hauptsächlich erzählen. Sondern von Elea, meiner geliebten Elea, meiner toten Elea. Draußen im Wald liegt sie begraben. Seit dreißig Jahren weilt sie nicht mehr an meiner Seite, und ich werde immer älter und kann nicht sterben. 42 Jahre nur wurde sie alt, 42, dann raffte das Fieber sie hin. Seitdem verfluche ich Tag für Tag mein Weiterleben und versteinere mehr und mehr. Bald werde ich sein wie meine Skulpturen, starr und unbeweglich. Äußerlich. Doch im Inneren durchzieht mich weiterhin die Qual.

Meine Freunde bestaunten meine frühen bildhauerischen Werke. Die Fratzen, die ich schuf. Sie priesen mein schöpferisches Genie. Ich allein wußte, daß es bloße Machwerke waren, reine Zufallsprodukte experimenteller Formwut. Ich hieb auf den Stein ein, mit verbundenen Augen, und was dabei entstand, erklärte ich mit vielen Worten als etwas tief Geheimnisvolles.

Elea war da ganz anders als meine Bekannten und Förderer, Kritiker und Bewunderer. Sie scherte sich nicht um meine Kunst. Sie lebte einfach, sie blühte. Mit 40 war sie jünger, als ich mit vier gewesen war.

Sicher hätte ich sie niemals kennengelernt, wenn ich nicht damals die Fußreise in die nahegelegene Kolonie unternommen hätte. Ein halbes Jahr meines Lebens hat mich dieser Protestmarsch gekostet, doch er hat mir das größte Geschenk beschert. Damals war ich noch jung an Jahren, kaum über dreißig, und gönnte mir einfach diese Extravaganz. Hinter mir her zog ich an einem Seil drei Holzklötze, den ganzen Weg entlang, auch über steinige Strecken und felsige Wege. Diese durch den unsanften Kontakt mit dem Boden geformten Holzstücke sollten nach der Rückkehr zu Köpfen von Skulpturen unserer Drei-Herrscher werden. Möglicherweise würden sie mich dafür ermorden lassen; ich nahm es in Kauf. Sie taten es nicht, wahrscheinlich, weil ich schon zu berühmt war und sie nicht wieder einen Volksaufstand riskieren wollten. Der letzte hatte fast zu ihrem Sturz geführt und die konkurrierenden Familien gefährlich gestärkt.



Wolfgang Müller „Letztschriften“

Meine Reise in die Kolonie war nicht ungefährlich, denn ich konnte nicht einschätzen, wie die Wilden auf meinen ungewöhnlichen Auftritt reagieren würden. Vielleicht sähen sie mich als Vertreter der Unterdrücker an, vielleicht aber auch würden sie erkennen, daß ich meiner Gesinnung nach ihr Freund war. Von den Soldaten unserer Garnisonen hatte ich sicher keine große Hilfe zu erwarten.

Zwangsläufig begegnete ich immer wieder einzelnen oder Gruppen von Wilden, auf den Waldstraßen — man sollte sie wohl eher als Trampelpfade bezeichnen — wie auch in den mit Palisaden bewehrten Dörfern. Natürlich erkannten sie mich an meiner Hautfarbe sofort als Angehörigen des Unterdrücker-Volks, obwohl so mancher über meinen wild wuchernden Bart erstaunt sein mochte, ein für sie ungewohnter Anblick, denn sie selbst — natürlich nur die Männer — trugen

gepflegte, zweigeteilte Bärte, wohingegen bei uns Bärte weitgehend verpönt waren, außer bei Künstlern. Manchmal näherten einige der Wilden sich mir mit drohendem Gesichtsausdruck, als sie aber erkannten, was ich hinter mir her zog, fingen sie an zu grölen und lauthals zu lachen, schlugen sich gegenseitig auf den Rücken und brachen nicht selten vor Heiterkeit in Tränen aus. Mir wurde bald klar, daß sie mich für einen Verrückten hielten, und vermutlich hat mich dieser Umstand vor Schaden bewahrt. Ja, mehrmals sogar brachte dies mir den Vorteil, daß ich über Nacht von Wilden in ihr Haus geladen wurde, die sich davon ein besonderes Vergnügen versprachen und dieses auch tatsächlich genossen, indem sie etwa beim gemeinsamen Essen mich genau beobachteten und wiederholt laut drauflos lachten. Abgesehen von diesem ihrem für mich etwas unangenehmen Verhalten legten alle, die mich einluden — ausnahmslos alle — großen Wert auf Gastfreundschaft, verwöhnten mich, bereiteten das beste Essen für mich, stellten mir ihr eigenes Schlaflager zur Verfügung, und niemals hatte ich auch nur im geringsten den Eindruck, bedroht zu sein, im Gegenteil, in den Häusern fühlte ich mich bestens behütet. Dabei kannte ich nicht ein einziges Wort ihrer Sprache, und die meisten von ihnen verstanden meine ebensowenig. Dennoch gelang die Verständigung mittels einfacher Zeichen ohne Probleme.

Einige wenige allerdings, bei denen ich nächtigte, hatten sich die Sprache meines Volks in Grundzügen angeeignet und versuchten sich abends, oft sogar bis tief in die Nacht

hinein, in Gesprächen mit mir. Dabei mußte ich feststellen, daß diese Menschen alles andere als dumm waren. Was mich aber am meisten erstaunte: Bei allen, die mit mir zu sprechen in der Lage waren, entdeckte ich eine ungeheure Wißbegierde sowie ein waches Leuchten und Funkeln der Augen. Auch wenn sie meinem Volk gegenüber nicht wohlgesonnen waren, so behandelten doch gerade diese Wißbegierigen mich mit Achtung und Offenheit. Nur bei einem einzigen meiner Gastgeber hatte ich den Eindruck, daß er hinterhältig war. Ich gab deshalb schon nach kurzem vor, die Bettstatt aufsuchen zu wollen, und verabschiedete mich von ihm am nächsten Morgen so früh wie möglich. Ob mein Eindruck zutreffend gewesen war, kann ich im nachhinein nicht beurteilen.

Und dann endlich erreichte ich ihre Hauptstadt. Na ja, eigentlich war es eher ein Hauptdorf, größer zwar als die anderen Dörfer, aber mit den gleichen niedrigen Häuschen. Wenn ich da an unsere Städte dachte, mit ihren zwei- bis vierstöckigen Gebäuden; und in Gurimot, unserer Reichszentralstadt, hatte ich sogar Riesenbauten mit bis zu sieben, ja sogar acht Stockwerken gesehen!

In der Mitte der Hauptstadt der Wilden fand ich ihren Tempel, von dem schon so mancher Reisende berichtet hatte. Wie recht hatten sie gehabt, sich über ihn lustig zu machen, denn er war nur unwesentlich breiter und höher als die Wohngebäude, und seine Säulen bestanden aus vergänglichem Holz. Ob dieser Baustoff so viel wertvoller sei denn die Lehmwände und Strohdächer der Wohnhütten, hatte einer

meiner Freunde gespottet. Nur die Tatsache, daß der Tempel auf einem kleinen Hügel errichtet war, hob ihn aus den profanen Bauten heraus. Es war übrigens der einzige Hügel im gesamten Umland; wie anders dagegen unser Kernreich, dessen Landschaft fast nur Hügel und kleine Berge aufwies.

Gerade wollte ich die in die Holzsäulen des Tempels eingeschnitzten Ornamente näher betrachten, da hörte ich hinter mir lautes Geschrei. Aus einem der Häuschen drangen mehrere Männer ins Freie, gestikulierten wild und rauften sich die Bärte. Erst jetzt, als sie stehenblieben, bemerkte ich in ihrer Mitte ein junges Mädchen; sechzehn oder siebzehn Jahre mochte sie alt sein. Sie wirkte ganz verstört und hatte ihre Augen niedergeschlagen. Die Gesichter der Männer spiegelten Zorn wider. Jetzt spie einer nach dem anderen vor dem Mädchen auf den Boden, dann wichen sie zurück und bildeten einen Kreis um sie. Einer von ihnen trat jetzt vor sie hin. Sein graues Haupt wies ihn als den ältesten der Männer aus, die anderen, jüngeren, mochten seine Söhne sein. Der Alte, ebenso wie die anderen von muskulösem Körperbau, zitterte am ganzen Körper, aber offenbar nicht aus Schwäche, sondern vor Wut. Er atmete einmal tief ein, dann griff er das Gewand des Mädchens und begann, es ihr vom Leib zu zerren. Sie wehrte sich nur schwach.

Das wurde mir denn doch zuviel; ich trat auf die Gruppe zu und wollte dem Mädchen beistehen — wie, wußte ich noch nicht. Denn sicher würde niemand mir helfen; einige Nachbarn schauten zwar neugierig zu, machten aber keine Miene, irgendwie einzugreifen.

Als ich mich zwischen die jungen Männern drängen wollte, stieß einer von ihnen mich einfach zu Boden, von dem ich mich mühsam aufrappelte.

Der Alte hatte inzwischen dem Mädchen die Kleidung vom Körper gerissen. Sie stand voller Angst da und versuchte, notdürftig ihre Blößen zu bedecken; da hob der Alte den Arm und wies mit seiner Hand in Richtung des Stadttors. Sie wollte ihm etwas sagen, es klang wie ein Flehen, doch unerbittlich und mit kalter Strenge zeigte er erneut zum Tor. Ihr blieb nichts anderes übrig, als zu gehen. Sie schlich an den Nachbarn vorbei, von denen einige höhnisch lachten, die anderen zogen sich gleichgültig zu ihrer Arbeit zurück.

„Grausam", dachte ich. „Barbarisches Verhalten." Ich wollte der Frau folgen, vielleicht konnte ich ihr helfen, doch da vertrat mir der Mann den Weg, der mich eben zu Boden gestoßen hatte. „Jetzt ist mein letztes Stündlein gekommen", schoß es mir durch den Kopf. Zwar hatte man den Wilden alle Waffen abgenommen, doch besaß dieser Mann hier solche Kraft, daß er mich mit einer Hand hätte erwürgen können. Aber er sah mich nur verächtlich an und sagte dann in kaltem Stolz: „Du … fort von hier … sonst du tot." Dann begleitete er, gemeinsam mit seinen Brüdern, den Vater in das Haus zurück.

Einen Moment lang dachte ich über das Geschehnis nach. Was war der Grund für dieses brutale Verstoßen aus dem Haus und der Stadt? War dieses Mädchen die Hausmagd gewesen und hatte sich Schweres zuschulden kommen lassen? Oder war sie gar — ich mochte diesen Gedanken gar nicht ausdenken — eine Tochter des Hauses?

Als ich wieder aufsah und nach ihr suchen wollte, entdeckte ich sie nicht mehr. Vermutlich ging sie ihren Weg durch schmalere Seitengassen, wo nicht so viele Menschen ihre Schmach sahen.

Traurig nahm ich das Seil mit den drei Holzklötzen wieder auf. In dieser Stadt wollte ich nicht länger bleiben. Ich hatte die Berichte über die Grausamkeit der Wilden immer für aufgebauschte Gerüchte gehalten, aber nach diesem Erlebnis war ich geneigt, ihnen zu glauben. Vorübergehend.

Nicht weit hinter dem Stadttor begann wieder der Wald. Kaum war ich in seinen Schatten getreten, als ich hinter einem Gebüsch ein Geräusch hörte. „Strauchdiebe", erschrak ich, aber da erblickte ich das Gesicht des Mädchens. Sie sah mich scheu an, doch ich war zu überrascht, um zu reagieren. Da sagte sie zu mir: „Du mir helfen gewollt." Erstaunlich, daß sie das in dieser Situation der Angst, Verwirrung und Scham wahrgenommen hatte. „Du gutes Mensch", fuhr sie fort; und nach einer Weile, als ich immer noch zauderte, ergänzte sie: „Ich Elea."

Jetzt erinnerte ich mich, daß sich in meinem Reisegepäck, das ich auf dem Rücken trug, noch ein zweites Obergewand von mir befand. Ich reichte es ihr; dabei fiel mir auf, wie furchtbar es nach Schweiß roch. Sie nahm das Kleidungsstück dankbar entgegen und gluckste fast fröhlich: „Du guter Geruch."

Von da an blieb sie bei mir. Elea, meine Elea.

Später, als sie die Verbannung aus ihrem Elternhaus einigermaßen überwunden hatte — übrigens waren ihre Mutter

und ihre drei Schwestern dabei in der Hütte geblieben —, und als sie meine Sprache auch viel besser beherrschte, erzählte sie mir eines Tages unvermittelt den Hintergrund des damaligen Ereignisses: Ihr Vater, einer der vier Stadtvoigte, hatte beschlossen, sie mit dem Sohn eines befreundeten Voigts zu verheiraten. Um der Familie willen hätte sie vieles mit sich machen lassen, gerade diesen jungen Mann aber lehnte sie entschieden ab, weil sie wußte, schon von Kindheit an, wie hinterhältig und machtgierig er war. Ihre Eltern ließen sich jedoch von ihrer ablehnenden Haltung nicht im geringsten beeindrucken, schließlich handelte es sich um eine unter Erwachsenen ausgemachte Sache. Aus Protest tat sie so, als sei sie in den Sohn einer armen Familie, die am Ende der Straße in einem Schuppen hauste, verliebt. Ihre Eltern jedoch nahmen dieses ihr Gerede nicht ernst. Da blieb sie eines Nachts von zu Hause fern und verkündete bei ihrer Heimkehr am nächsten Morgen, sie habe die Nacht im Bett des armen Jungen verbracht. In Wirklichkeit war sie nur stundenlang durch den Wald gelaufen und hatte dann auf einem Strohhaufen genächtigt. Als der Junge auf Nachfrage hin die Liebesnacht auch noch bestätigte — sie hatte ihn mit einem ordentlichen Stück Rehfleisch bestochen —, war die Aufregung groß. Elea hatte die Familienehre verletzt, und dieses Vergehen schrie nach Sühne! Zwar hatte sie durchaus gewußt, daß ein Liebesverhältnis mit einem der Familie nicht genehmen Partner die Ehre zutiefst beschädigt, hatte jedoch naiverweise — oder gutmütigerweise — darauf vertraut, ihres Vaters gehobene gesellschaftliche Position werde

sie vor allem Schaden bewahren; zudem hatte sie immer den Eindruck gehabt, die Lieblingstochter ihres Vaters zu sein. Doch sie hatte die Situation falsch eingeschätzt. Vielleicht spielte auch eine Rolle, daß der arme Junge, stolz darauf, auf einmal wichtig bei „gesellschaftlichen Ereignissen“ zu sein, überall von dem „Schäferstündchen“ herumerzählte und dabei weitere intime Einzelheiten hinzuerfand. Wie auch immer: Elea hatte die Familie unmöglich gemacht, und nur ihre Verstoßung aus Haus und Stadt konnte die Ehre wiederherstellen.

Übrigens erfuhr ich zufällig nach Jahren, daß Eleas Vater kurze Zeit nach der Ausweisung der Tochter verstorben und die Familie aufgrund der Spielsucht eines der Söhne verarmt und in die Bedeutungslosigkeit versunken war. Ich erzählte Elea niemals davon.

Schon in der ersten Nacht meiner Weiterreise durch die Kolonie, die drei Holzklötze immer als Wegbegleiter, schliefen wir, da wir nicht mehr rechtzeitig ein Dorf erreichten, eng aneinandergekuschelt auf dem moosigen Boden hinter einem Busch. Dank der Tauschgüter, die ich aus der Heimat mitgenommen hatte, konnte ich Elea in der nächsten Siedlung ein Frauengewand kaufen. Während der ganzen Reise blieb sie an meiner Seite, wobei sie mich geradezu anhimmelte; nur wenn sie auf meine Holzklötze schaute, brach sie jedesmal in unbändiges Gelächter aus, schaute mir danach jedoch halb schuldbewußt in die Augen.

Einen Tagesmarsch entfernt von meiner Heimatstadt legten wir eine zweitägige Rast ein. Ich sandte einen Boten vor-

aus, der meine Freunde von meiner bevorstehenden Ankunft in Kenntnis setzen und sie an den vorher verabredeten Empfang erinnern sollte. Und wie wir es vor einem halben Jahr geplant hatten, so geschah es dann auch: An der Stadtgrenze erwarteten sie mich mit einer großen Menschenmenge. Zunächst wollte Elea uns, das heißt dem sich nun bildenden Zug, in einiger Entfernung folgen, doch ich bat sie, an meiner Seite zu bleiben. Zugegeben, ein wenig wunderte sich so mancher schon über die Wilde, die mich begleitete; den meisten war allerdings klar, daß Künstler extravagant zu sein und sich ungewöhnlich zu verhalten hatten, und so vermuteten sie in Elea einen Teil der nun folgenden Performance.

Eine Gruppe von einhundert jungen Männern und Frauen zog laut stöhnend das um ein Vielfaches verlängerte Seil mit den unförmigen Holzklötzen langsam hinter sich her in Richtung auf das Stadtzentrum, als handelte es sich um eine schwere Last. Neben ihnen her gingen einige kräftige Athleten mit entblößten Oberkörpern, knallten mit Peitschen in der Luft und gebärdeten sich wie Sklavenaufseher. Hinter den Klötzen aber liefen ältere Kinder her und droschen mit Geißeln auf das Holz ein.

Als der Zug in der Stadtmitte, auf dem Marktplatz, angekommen war, lösten Helfer die die Köpfe symbolisierenden Holzteile vom Seil und trugen sie zu den drei senkrecht stehenden tonnenförmigen Gebilden hin, die die vollgefressenen Körper der Drei-Herrscher darstellen sollten. Dort wurden die „Holzköpfe“ auf die dornförmigen Hälse aufgespießt. Ich mußte mir innerlich eingestehen, daß das Ganze mehr

als lächerlich wirkte, und doch schienen alle Handelnden überzeugt von dem Ernst ihres Tuns. Nur Elea merkte ich an, daß sie mit Mühe und Not ein Lachen unterdrückte. War sie die Einzige, die erkannte, wie albern wir handelten?

Am nächsten Tag übrigens fanden sich keine Spuren mehr von meinen Skulpturen. Die Schergen der Drei-Herrscher hatten sie in der Nacht still und heimlich beseitigt.

Nach und nach verzog sich die Menge. Meine Freunde jedoch belagerten mich, damit ich ihnen von meinen Erlebnissen berichtete. Gut gelaunt begann ich, unterbrach meine Rede dann aber und vertröstete sie auf die folgenden Tage, als ich sah, daß Elea sich an den Rand des Marktplatzes zurückgezogen hatte und gelangweilt herüberschaute.

Habe ich Elea überhaupt schon beschrieben? Trotz ihrer siebzehn Jahre hatte sie einen eher kindhaften Körperbau ohne große Rundungen. Ihre langen, dunkelbraunen Haare fielen ihr fast bis auf die Hüfte. Das Gesicht offenbarte besonders ihre Zierlichkeit: eine kleine, gerade Nase, dunkle Augen mit schmalen Brauen, und die winzigen Ohrmuscheln wirkten geradezu zerbrechlich. Ich kann nicht sagen weshalb, aber täglich liebte ich sie mehr.

Nimmt es Wunder, daß ich Eleas Gestalt und ihr Gesicht fortan in meine Kunst einfließen ließ? Und daß meine Schöpfungen, dank Elea, deutlich naturalistischer wurden? Wie viele Frauen- und Mädchenbüsten schuf ich seitdem, die alle mehr oder weniger ihre Gesichtszüge wiedergaben. Und wie viele Skulpturen zierten nach und nach mein Haus, die Elea ähnlich sahen und von denen ich nur zwei verkaufte,



Yvonne S. Schulmeistrat „Elea“

schweren Herzens, die anderen behielt ich für mich. Meine Freunde waren erstaunt, einige Kritiker redeten von einem Stilwandel, einer prägte sogar den Begriff der „Elea-Phase“. Dieser Ausdruck war richtig — und falsch zugleich. Denn die „Phase“ hörte nicht auf, wurde nicht von einer anderen abgelöst. Noch jetzt, als Greis, denke ich, wenn ich ein neues Kunstwerk schaffe, an Elea, an Dich. Du, meine Muse, mein Vorbild, mein Ziel.

Nach diesem triumphalen Einzug in meine Heimatstadt und der Verabschiedung der Freunde nahm ich Elea bei der Hand und ging mit ihr — endlich ohne Seil und Holzklötze — zu meinem Haus, das fortan unser gemeinsames Haus sein sollte. Elea sah sich auf den Straßen und Gassen neugierig um — sie kannte unsere Kultur ja noch nicht näher, allenfalls aus Berichten und Gerüchten aus ihrer Heimat, denn auf dem Weg hierher hatten wir alle Städte gemieden —, und sie fand sich erstaunlich schnell mit allem zurecht.

Vor meinem Grundstück blieben wir stehen. „Das da dir gehören?“

Mein Haus mußte sich, da es die Wohnstatt eines Künstlers war, natürlich von den anderen Wohngebäuden unterscheiden: Während diese normalerweise einer Pyramide glichen, deren Spitze abgeschnitten war, ähnelte meines einem auf dem Kopf stehenden breiten Kegel, der ringsum von Säulen gestützt wurde.

Über eine Wendeltreppe gelangten wir ins obere Stockwerk. Bis auf einen gesonderten Gästeraum gab es hier nur einen einzigen Saal, der zugleich als Wohnraum, Eßraum,

Schlafzimmer und Atelier diente. Der kleine Raum im Untergeschoß war mein Speicher. Elea ging neugierig herum, sah sich alles an, roch an allem. Manchmal schloß sie auch die Augen und befühlte einfach nur die Einrichtung und die Kunstgegenstände. „Wie ein Kind“, ging es mir durch den Kopf.

Zuletzt begutachtete sie das große Bett in der Mitte des Saals. Ungläubig drückte sie mehrmals die weiche Matratze und warf sich dann darauf, wobei sie laut aufjauchzte. Sie war bisher nur harte Lager gewohnt. In diesem Bett schliefen wir von nun an gemeinsam.

Schon am nächsten Morgen begann ich damit, die erste Holzbüste von Elea zu schnitzen. Fast ungläubig betrachtete sie das Ergebnis: Das sollte sie sein? Zukünftig saß oder stand sie mir häufig Modell. Besonders gern fertigte ich Akte von ihr. Sie mochte es allerdings nicht, längere Zeit unbewegt zu verharren, so daß ich mich genötigt sah, große Teile der Arbeit aus dem Gedächtnis anzufertigen. Stattdessen liebte sie es, mit mir gemeinsam etwas zu unternehmen, Spaziergänge, Ausflüge, kürzere oder längere Reisen. Anfangs mußte ich mich an dieses bewegte Leben erst gewöhnen, doch mit der Zeit gefiel es mir immer besser, zumal ich sah, welch große Freude ich ihr damit bereitete. In finanzielle Probleme geriet ich dadurch nicht; mein Vermögen hätte mir auch erlaubt, auf die Früchte meiner Hände Arbeit gänzlich zu verzichten. Die Fülle der Anregungen, die mir die Reiseeindrücke verschafften — und die Liebe zu Elea öffnete zudem meine Sinne in unfaßbarer Weise —, verlieh mir neue Gestaltungs-

kraft und floß in meine Kunstwerke ein. Die Kritiker prägten das Wort „eleatische Reisephase“.

Nach zwei Jahren gebar Elea unser erstes Kind, einen Jungen, der jedoch, trotz aller ärztlichen Kunst, nach wenigen Monaten starb. Wir waren tief traurig. Ein Jahr später kam Eletta zur Welt, die uns viel Freude bereitete, jedoch nach einer neuen Order der Drei-Herrscher, die ich dafür verfluche, schon als Fünfjährige das Elternhaus verlassen mußte, um in einem staatlichen Erziehungsheim „aufgezogen“ zu werden, wie die Regierenden das nannten.

Die Zeit mit Elea war reich und schön, ausgefüllt bis zum letzten, zugleich verging sie wie im Flug. Und dann, als sie 40 geworden war, begannen die Jahre der Unruhe und des Schreckens. Einer der Drei-Herrscher verstarb, die beiden überlebenden Brüder zerstritten sich, und mit ihnen entzweite sich das Reich. Diese Situation nutzten die Völker der Kolonien sowie auch einige Völkerschaften außerhalb des Reichs, um in die Zentralbereiche einzudringen.

Erstaunlicherweise verlief dies anfangs sogar weitgehend unblutig, da weder die Reichsbevölkerung noch die unmotivierten Soldaten den Fremdlingen groß Widerstand entgegensetzten, ja, oft wurden sie sogar als Befreier gefeiert. Erst als sie die Reichshauptstädte angriffen, regte sich erbitterte Gegenwehr, was schlagartig im gesamten Reich Unfrieden schuf. Viele Menschen kamen durch Gewalt, dann auch durch Krankheiten ums Leben. Die Versorgung der Reichsbevölkerung brach zusammen, die meisten verließen die Städte und flüchteten in die Wälder. Auch Elea und ich flohen, als eines



Susanne Ursula Sommer „Szene im Wald“

Tages, mitten im Winter, die Wilden vor den Toren der Stadt standen.

Auf unserer Flucht stürzte Elea unglücklich und zog sich eine blutende Wunde zu. Drei Wochen später erlag sie der fieberhaften Erkrankung. Kurz bevor sie starb, erlangte sie noch einmal ihr Bewußtsein zurück und sah mich so innig und voller Liebe an, daß ich es nie vergessen werde. Dann schloß sie für immer die Augen. Ich begrub sie im Wald, nahe einer jungen Eiche.

Nicht lange darauf kehrte ich in meine Heimat zurück. Die Wilden hatten in den Häusern Quartier bezogen, mein Haus allerdings nicht einmal betreten, wohl aus einem Aberglauben heraus, wegen seiner grotesken Form. Es war mir gleichgültig, was sie mit mir machen würden, doch sie duldeten mich, ja schienen sogar Scheu vor mir zu empfinden. Seither sehe ich täglich die Skulpturen von Dir, Elea, voll Wonne und tiefem Schmerz. Ich altere, wie noch nie ein Mensch innerlich gealtert ist. Und kann nur an Dich denken. Elea, meine Elea.

Das Reich? Es zerfiel innerhalb weniger Jahre. Unser Volk schwand dahin. Vielleicht waren wir alle zu alt. Doch um mich herum erblüht neues Leben. Niemals zuvor habe ich so viele Kinderstimmen gehört.

Zweite Letztschrift

VERFALL

Da liegt mein Mann Arun und schnarcht vor sich hin. Er hat es sich wahrlich verdient, ausruhen zu dürfen, nachdem er zwei Tage unterwegs gewesen war, um etwas zu essen zu suchen. Drei Kaninchen und einen Auerhahn hat er gefangen, und einen Korb voller Früchte mitgebracht, das reicht für einige Tage. Es lohnt sich kaum, die Lebensmittel tiefzukühlen, wir werden sie eh' bald verzehrt haben.

Zu unserem Glück hat Arun sich in jungen Jahren mit dem „Überleben in der Wildnis“ beschäftigt, es war früher sein Steckenpferd gewesen. Eine seltene Beschäftigung, er ist in einem alten Buch auf sie gestoßen. Ein Buch, tatsächlich! Seine Mutter hatte ihm beigebracht zu lesen, sie besaß neun Bücher, und er hat diesen Schatz auf vierundzwanzig vermehrt. Als er wieder einmal auf der Suche nach Büchern war, lernten wir beide uns kennen. Eine gemeinsame Leidenschaft. Als ich ihm dann auch noch erzählte, daß ich die alte, bei den meisten in Vergessenheit geratene Kunst des Schreibens beherrsche, geriet er völlig aus dem Häuschen. Wir verliebten uns bald ineinander, und ein halbes Jahr später heirateten wir. Bemüht hat er sich zwar, das Schreiben zu lernen, weit ist er damit aber nicht gekommen. Er ist immer schon ganz stolz, wenn er zwei oder drei Zeilen zu Papier bringt. Meist sagt er zu mir: „Mach du das.“

In der ganzen Stadt kenne ich außer Arun niemanden, der noch lesen, und erst recht niemanden, der auch schreiben könnte. Keinen einzigen Menschen innerhalb der 137 Familiengruppen, die in unserer Großstadt leben, keinen Erwachsenen, von den insgesamt drei Kindern ganz zu schweigen.

Die Bahnen rollen immer noch automatisch von Station zu Station, und ich fahre gerne mit ihnen durch die menschenleeren Häuserschluchten. Allerdings darf ich nicht unvorsichtig werden. Erst kürzlich ist eine Bahnlinie ausgefallen und konnte von den Reparaturmaschinen nicht wieder aktiviert werden. Nach und nach bricht in den nördlichen Stadtteilen auch die Energieversorgung zusammen. Vor zwei Jahren waren wir deshalb genötigt, uns eine andere Wohnung zu suchen. Obwohl die Randbezirke eher verwahrlosen als das Zentrum, haben wir uns doch für die östliche Stadtgrenze entschieden, da wir von hier aus nur ein kurzes Stück bis zum Wald zu gehen haben. Auch der Große See ist nicht zu weit von hier entfernt, so daß es manchmal Fisch zu essen gibt.

Der Nachteil unserer Wohnlage: die Abwehrmechanismen funktionieren nicht mehr einwandfrei, und so sahen wir schon mehrmals Ratten in den Straßen, einmal sogar ein Wildschwein. Wir versuchten, es zu fangen, leider entkam es.

Auch Unkraut ist immer häufiger auf den Straßen und Plätzen zu sehen, wo es in der zunehmenden Verschmutzung einen Boden zum Keimen findet.

In meiner Jugend hatte ich einmal einen Zukunftsroman von meinen Eltern geschenkt bekommen, in dem verfallende Riesenstädte auf einem anderen Planeten geschildert wurden,

die nach einem Krieg gänzlich entvölkert waren und in deren Ruinen nach und nach Barbarenvölker einzogen. In letzter Zeit mußte ich immer wieder an den Roman denken, an die vielen Ähnlichkeiten. Und doch ist es bei uns anders: Es gibt keine Barbaren mehr auf der Erde, überhaupt keine anderen Völker außer unserem Einheitsvolk. Genau kann man es ja nicht wissen. Immerhin haben im Laufe der Jahrhunderte so manche Bewohner die Städte und die Zivilisation verlassen, Eigenbrötler, Geheimgruppen oder wer auch immer. Vielleicht sind es gar nicht so wenige, die da möglicherweise ein Wildnisvolk gegründet haben. Ich kann mir nicht vorstellen, daß von diesen Menschen Gefahren drohen, aber ich befürchte, wir selbst, die wir unsere Kultur, zumindest unseren Kulturraum, nicht verlassen haben, werden über kurz oder lang zu Barbaren. Vor mehr als 100 Jahren, damals, als es noch eine starke Regierung gab, wurde das Lesen in den Schulen abgeschafft. Es sei, sagten die Fachleute, überflüssig geworden. Zunächst traten Computer an ihre Stelle. Die Menschen wurden jedoch immer abhängiger von ihnen, gleichzeitig lernten sie immer weniger. Schließlich erfand man die Lernkübel, in die die Kinder gesetzt wurden, die sofort in eine Art Schlaf fielen, und aus denen sie nach einem halben Tag, angefüllt mit Wissen, herausgenommen wurden. Diese Prozedur wurde alle fünf Tage wiederholt, es war gesetzlich so vorgeschrieben. Nach wenigen Jahren waren die Kinder genügend mit Wissen für ein Leben in unserer hochtechnisierten Welt ausgestattet. Ich bezweifle, daß einzelne Lernkübel, wie Arun behauptet, heute noch funktionsfähig

sind. Die Nutzung der Computer wurde für Kinder weitestgehend eingeschränkt, doch für die Erwachsenen bildeten sie und andere Kommunikationsgeräte weiterhin ein großes Problem, vor allem für die Männer, von denen viele nur noch in einer Scheinwelt lebten.

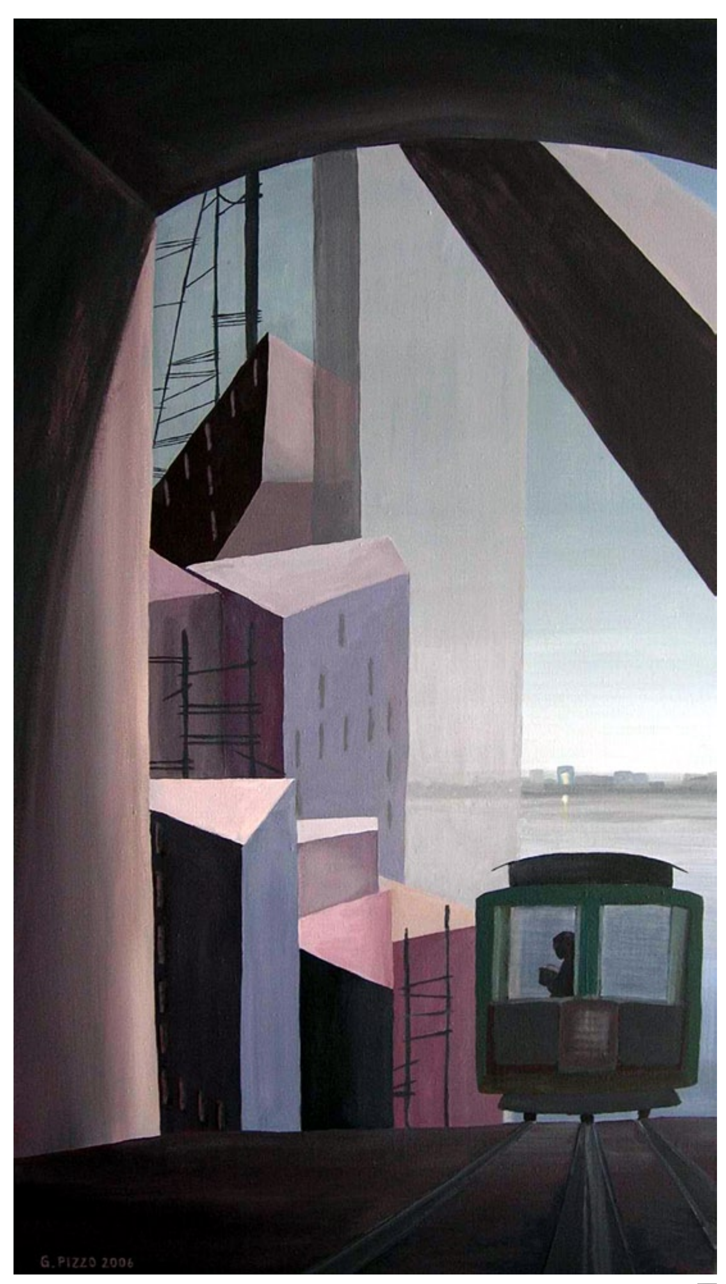
Die Zahl der Kinder nahm nicht erst in den letzten Jahrzehnten immer weiter ab. Zwar erhofften sich die meisten Paare Nachwuchs — anders als in den Jahrhunderten zuvor, als Kinder noch als Armutsfaktor und als Hindernis auf dem Weg zu einem erfüllten Leben angesehen wurden —, doch trotz weitestgehender Abschaffung und Verbot der „Verhütungsmittel“, wie man diese Stoffe damals genannt hatte, wurden weniger und weniger Menschen geboren. Seit langem schon fiel die Kurve der Bevölkerungszahl steil nach unten. Die Experten lieferten alle möglichen Erklärungen, aber wer glaubte ihnen, die sich so oft geirrt hatten und nicht hatten helfen können, inzwischen noch? Waren es genetische Faktoren, oder eher das denaturalisierte Leben? Sogar die Erziehung mußte als Begründung herhalten. Die führenden meiner Geschlechtsgenossinnen behaupteten, schuld sei die Verweichlichung der Männer. Und sie hatten sicher nicht ganz unrecht. Ich dachte selbst schon, ob es nicht sein könnte, daß das einerseits lustlose, andererseits überreizte Leben unserer Vorfahren sich im Erbgut niedergeschlagen hat. Letztlich kann ich das natürlich nicht beurteilen, ich bin keine Fachfrau.

Wie oft in letzter Zeit bin ich verbittert, weil auch wir selbst keine Kinder haben. Seit Arun in den Wald ziehen

muß, um Tiere zu jagen und Früchte herbeizuschaffen, ist er aber doch im Bett erstaunlich aktiv geworden, ganz im Gegensatz zu unseren Wohlstandsjahren vorher, als die automatische Versorgung mit Lebensmitteln noch funktionierte. Dennoch wurde ich bisher nicht schwanger. Und werde wohl auch als alte Frau kinderlos sein.

In unserer Stadt hat sich, nach dem Zusammenbruch der Erdführung, keine Regionalregierung gebildet. Hier leben einfach zu wenige, wie in den meisten der anderen Städte auch. Dabei wäre es nicht schlecht, wenn es eine Ordnungskraft gäbe. Denn seit das Trinkwasser nicht mehr den Agressionsminderungszusatz enthält — es ist einfach niemand da, der die Wasseranlagen noch warten kann, nachdem die Automatik ausgefallen ist —, klagt meine Nachbarin Idoo, die drei Blöcke weiter wohnt, über zunehmende Aggressivität bei ihrem Mann; auch unsere fünfzehnjährige Stadtjugendliche soll schon ausfallend geworden sein, erfuhr ich gestern von unserer Stadtseniorin, die ich zufällig bei der Fahrt ins Zentrum traf.

Dort übrigens bin ich seit Tagen auf der Suche nach einem Bücherversteck. Von der Nordstädterin hatte ich erfahren, ihr Mann habe ihr erzählt, bei der — erfolglosen — Suche nach einem Korb oder einem sonstigen für den Transport von Nahrungsmitteln geeigneten Behältnis habe er in einem Haus nahe der Bahnlinie West-Zentrum-See einen Gegenstand gefunden, den man aufblättern und zuklappen und aus dem man dünne Seiten herausreißen könne, auf denen eigenartige schwarze Spuren zu sehen gewesen seien. In dem



Gabriela Pizzo „Verfall“

Raum hätten noch mehrere dieser Gegenstände herumgelegen, vielleicht das „Spielzeug eines Perversen“, aber leider nichts, das wirklich zu gebrauchen gewesen wäre. An den genauen Ort des Gebäudes konnte er sich, als ich ihn selbst später fragte, nicht mehr erinnern, mir nur den Block nennen. Doch ausgerechnet dort sind die Häuser bis zu 80 Stockwerke hoch, so daß sich in jedem Haus viele hunderte Räume befinden. Ein wenig Erleichterung verschafft es mir, daß nur etwa jede vierte Wohnung aufgebrochen ist, und um eine solche muß es sich hier handeln. Falls ich überhaupt Erfolg haben sollte — und hier hilft nur systematisches Vorgehen —, werde ich eventuell bis in den Herbst hinein suchen müssen.

Arun regt sich. Sicher will er mich gleich wieder zu sich ins Bett ziehen. Zugegeben, ich mag es ja. Werde ein andermal weiterschreiben.

☀

Erst jetzt, mitten im Winter, komme ich dazu, mit dem Schreiben fortzufahren. Hier am Feuer kann ich mir die Finger wärmen, sonst wäre ich nicht in der Lage, auch nur einen Satz aufs Papier zu bringen. Die Ereignisse haben sich überschlagen. Ein Erdbeben vernichtete die letzten funktionsfähigen Versorgungsanlagen unserer Stadt. Keine Energie mehr, kein Trinkwasser. Zwar blieben die Gebäude der Stadt weitgehend unbeschädigt, dennoch entschlossen wir uns, die Wohnung zu verlassen und in die Wildnis zu ziehen, wo wir näher am Wasser leben. Hier hatte Arun zum Glück bei

seinen Streifzügen geräumige Höhlen entdeckt; die zweckmäßigste suchten wir uns aus, ehe eine der anderen Familien sie in Beschlag nehmen würde. Aruns Eltern sind bereits verstorben, meine leben weit entfernt von hier, somit ließen wir keine Verwandten in der Stadt zurück.

Im nachhinein sollte es sich als richtig herausstellen, daß wir alleine hierhin gezogen sind und uns nicht um gemeinsame Unterkünfte zusammen mit den anderen bemüht haben. Die meisten von ihnen hatten sich am nördlichen Stadtrand niedergelassen, nahe dem Fluß. Dort waren sie, als der Winter nahte, in Streitigkeiten um die Lebensmittel geraten. Es hatte mehrere Tote gegeben. Daraufhin zerstreuten sich die Familien in alle Winde.

Vor wenigen Tagen dann das große Glück meines Lebens, fast so wertvoll wie Arun: Meine Kinder erblickten das Licht der Welt. Ein Junge und ein Mädchen. Arun hat mir bei der Geburt mit rührender Hilflosigkeit beigestanden. Männer sind nun einmal tolpatschig, aber ich liebe ihn deshalb nicht weniger.

Nebenbei bemerkt: Unseren Schatz an Büchern haben wir mitgenommen. Sobald die Kinder vier oder fünf Jahre alt sind, werde ich versuchen, ihnen Lesen und Schreiben beizubringen.

Inea schreit schon wieder, sie ist lebhafter als ihr Brüderchen. Ich muß jetzt aufhören.

☀

Nicht weit entfernt von unserer Höhle fanden wir diese Spuren. Sie stammen mit Sicherheit von einer Gruppe von Menschen, die wir nicht kennen; die Schuhabdrücke unterscheiden sich deutlich von den Abdrücken unseres städtischen Schuhwerks. Arun und ich haben lange darüber diskutiert, zunächst war er dagegen, aber jetzt wagen wir es doch. Immer nur einsam in der Wildnis: Eine grausame Vorstellung. Morgen wollen er und ich mit den Kindern den Spuren folgen und sehen, wer diese Menschen sind. Es ist gefährlich, es kann tödlich enden. Wir haben ganz schön Angst, aber vielleicht finden wir eine Gemeinschaft, der wir uns anschließen können. Hoffen wir es.

☀

Viele Jahre lang war dieses Heft verschollen gewesen. Ich dachte, es wäre in der Zeit der Wanderschaft verlorengegangen. Jetzt fand ich es zufällig wieder — und stelle erfreut fest, daß ich das Schreiben nicht verlernt habe. Leider ist auch die letzte Seite fast vollständig beschrieben. Ich hoffe, endlich einmal einen Stoff zu finden, auf den ich ähnlich wie auf Papier schreiben kann. Dann werde ich auch alle die Legenden und Märchen aufschreiben, die ich Abend für Abend an den Lagerfeuern höre. Zwar kenne ich sie inzwischen auswendig; wie oft habe ich, wenn meine Enkelinnen und Enkel zu Arun und mir ins Zelt kamen, ihnen diese Geschichten erzählt. Ich bin auch nicht besorgt, daß sie in dem Volk, das uns adoptiert hat, verloren gehen. Doch möchte ich sie

alle auch in einem Buch verewigen, denn Bücher sind etwas unermeßlich Wertvolles.

Am Horizont dämmert ein neues Licht herauf.

DIE BRIEFE

Drei Wochen waren vergangen seit jenem mysteriösen Einbruch in unser Haus. Wir hatten uns soeben einen Kurzurlaub in Münster gegönnt. Diese Stadt in der Vorweihnachtszeit mit den Adventskränzen in den Arkadenbögen des Prinzipalmarkts: ein Gedicht voller Stimmung. Die zweite der „Letztschriften", die ich im Hotelzimmer durchlas, hatte gar nicht übel dazu gepaßt. Allerdings wunderte ich mich über die Science-Fiction-Elemente, die sie enthielt; unmöglich konnte diese Geschichte eine Übersetzung der uralten Handschrift sein, jedenfalls kann ich mir das nicht vorstellen. Vielleicht war mein Onkel schriftstellerisch tätig und hatte sich diese Erzählung einfach ausgedacht, immerhin liegt diese Begabung in der Familie. Die alte Handschrift lieferte ihm eventuell Anregungen dafür. Wer weiß?

Als wir mit dem Wagen in unsere Garage zurückkehrten, überkam uns gleich das Gefühl: Irgend etwas stimmte mit dem Haus nicht. Schnell stellte es sich heraus, daß man erneut eingebrochen hatte. Und das in unserer eher dörflichen Wohngegend am Stadtrand, wo Einbrüche selten vorkamen.

Die Polizei war so ratlos wie beim ersten Mal. Hinweise auf die Täter fanden sich nicht. Wieder hatten sie die vorhandenen Wertsachen nicht mitgenommen.

Wenige Tage später fand sich der erste Brief ohne Absenderangabe in unserem Briefkasten. Für einen Gegenstand „ohne jede materielle Bedeutung“ bot „Mr. Anonymus“ uns 10.000 Euro. Wenn ich einverstanden sei, solle ich am folgenden Tag eine brennende Kerze ins Wohnzimmerfenster stellen.

Die Polizei hielt den Brief für einen Scherz. Natürlich entzündete ich keine Kerze.

Wenige Tage darauf stieg das Angebot für das „Liebhaberstück“, das „ungerechtfertigt“ in unseren Besitz gelangt sei, auf 100.000 Euro.

Allmählich ging uns ein Licht auf. Mir wurde immer mulmiger zumute.

Dritte Letztschrift

SCHLOSS-TIEFEN

Vor mehr als 200 Jahren wurde die Großehe gesetzlich eingeführt. Eine Ehegruppe muß aus mindestens vier Eheleuten bestehen, maximal dürfen es 20 sein. Das Geschlecht ist dabei gleichgültig. Es gibt z. B. Ehegruppen aus fünf Frauen, oder aus einer Frau und 19 Männern, oder umgekehrt. Die Kinder werden nach Belieben von einem oder mehreren der Partner betreut und aufgezogen. Der Tausch von Kindern zwischen zwei Ehegruppen oder ihr Verkauf an eine andere Ehegruppe ist zulässig, wenn alle Beteiligten zustimmen.

Verboten ist die Kleinehegruppe aus zwei Personen, denn sie birgt das Risiko der Absonderung von der Gesellschaft aufgrund eines Egoismus zu zweit. Das Verbrechen der Kleinehe wird mit Trennung und Zwangsumsiedelung bestraft, im Wiederholungsfall mit Ausweisung aus dem Weltstaat auf eine der winzigen künstlichen Inseln, die in den Meeren geschaffen wurden. Auf jedem dieser Inselchen ist nur ein einziger Strafgefangener untergebracht, der selbst dafür sorgen muß, mit Hilfe eines Wasserentsalzungsgeräts und einiger Pflanzen, von denen er seine Nahrung bezieht, zu überleben. Übrigens wurde bisher nur selten jemand wegen Führung einer Kleinehe bestraft, da die meisten ohnehin die Großehe bevorzugen.



Peter Schmidt „Einsame Insel"

Ich will Euch eine Geschichte erzählen. Es ist die Geschichte von Rumuo und mir, Jaala.

Als Dreißigjährige verliebten wir uns ineinander. Doch ich beginne besser ein wenig früher, zu dem Zeitpunkt, als wir beide uns kennenlernten. Innerhalb unseres Teams, zuständig für die Erhebung der Kopfsteuer im östlichsten Stadtbezirk von Druumula, war ich Innendienst-Sachbearbeiterin im Amt für das Steuerlenkungswesen. Vor einem Jahr begegnete ich Rumuo zum ersten Mal. Er prüfte im Außendienst die sog. Einkunfts-Großköpfe, die des öfteren den Großkopf-Steuerzuschlag zu umgehen versuchten, und mußte nun seine Daten mit den Innenteam-Daten abstimmen. Gleich fiel mir auf, daß er ein wenig hinkte. Er schien meine

Gedanken erkannt zu haben, wies auf seine Hüfte und sagte: „Angeboren." Eigenartig, daß man ihn nicht bereits als Vorgeburtler ausgesondert hatte, offenbar war beim gesetzlich vorgeschriebenen automatischen Screening ein Fehler unterlaufen. Anscheinend war der Makel auch nicht bis zur Vollendung des ersten Lebensjahres aufgefallen, sonst hätte man ihn nachentsorgt.

Die Daten waren schnell abgeglichen. Rumuo schaute aus dem Fenster. „Schon faszinierend, aus dem 150. Stockwerk auf den Schloßpark zu blicken. Und das Schloß, so winzig. Wohne selbst nur im 20., da hinten, am Fluß." Er deutete auf die kleinen Wohnbauten am Rhenus.

Ich war ein Fan von Schloß und Park, Überbleibseln aus uralten Zeiten. „Diesen täglichen Blick von hier oben liebe ich; nur große Künstler konnten so eine wundervolle Anlage schaffen."

Zehn Tage später erschien Rumuo erneut im Büro. „Will sicherheitshalber nochmals Datenabgleich vornehmen", sagte er in seiner sonderbar knappen Redeweise. „Zugegeben, ist eigentlich gar nicht erforderlich." Er grinste, ging dann zum Fenster und schaute hinunter. „Bauzeit des Schlosses war ‚Ruckuku'. Tja, damals hatten die Zeiten noch Namen."

Was war das? Hatte er sich ein wenig kundig gemacht, um bei mir Eindruck zu machen? Nun, ich hatte ihn von Anfang an sympathisch gefunden, trotz oder vielleicht gerade wegen seiner Eigenarten. Er war anders als alle diese geleckten schönen Männer mit vor Kraft und Gesundheit strotzenden Körpern.

Als er sich verabschiedete, schlug ich ihm vor, nach Dienstschluß einen gemeinsamen Spaziergang durch den Schloßpark zu unternehmen, dabei könne ich ihm das eine oder andere zu diesem Gesamtkunstwerk erläutern. Begeistert stimmte er zu.

Von da an sahen wir uns täglich, meist am Nachmittag, oft auch schon im Büro. Sehr schnell berührten unsere Gespräche private Bereiche, und ich erfuhr, daß er drei Mütter und drei Väter hatte. Seine Lieblingsmutter hatte ihn wegen seiner Behinderung über alle Maßen geliebt und eine besonders enge Beziehung zu ihm unterhalten. In der Lehranstalt hatte er sich als lernbegierig erwiesen und dadurch manche Defizite, die früh bei ihm aufgetreten waren, wettgemacht. Ich wiederum berichtete ihm von meinen zehn Eltern und meiner glücklichen Kindheit im Kreise meiner Familie und Freunde, von meinen Geschwistern und meinem Lieblingsvater. Ja, und dann hatte ich als Siebzehnjährige diesen schweren Unfall mit Hirnverletzung gehabt. Seitdem quälten mich krankhafte Ängste und körperliche Schwächezustände, die auch durch die Medikamente nicht vollständig beseitigt wurden. So war also auch ich, ebenso wie Rumuo, mit einem Makel behaftet.

Als ich ihm das erzählte, zeigte er sich überaus einfühlsam.

Nach kurzer Zeit war aus der Verliebtheit, die sich schon nach wenigen Spaziergängen bei uns beiden eingestellt hatte, gegenseitige Liebe geworden, die täglich wuchs.

Wir beide wohnten in kleinen Single-Wohnungen. Nachdem wir uns bereits ein halbes Jahr lang kannten, äußerte

Rumuo den Wunsch, mit mir zusammen in eine gemeinsame Wohnung zu ziehen. Abgesehen davon, daß dies zum gegenwärtigen Zeitpunkt unmöglich war, da Mehrpersonenwohnungen nur an Ehegruppen vermietet oder verkauft werden durften, wir also zunächst weitere bereitwillige alleinstehende Freunde für eine Ehe hätten finden oder in eine bestehende Ehegruppe hätten einheiraten müssen, stand einer gemeinsamen Wohnung noch ein ganz anderes Hindernis entgegen: meine krankhafte Angst. Sie stieg ins Unermeßliche, wenn ich auch nur daran dachte, mit anderen gemeinsam zu wohnen. Lebhaft stellte ich mir vor, wie mich Schwäche befallen würde, wenn ich nach der Vormittagsarbeit, für die ich immerhin noch genügend Kräfte aufbrachte, von Mittag an mein Leben mit anderen hätte verbringen müssen.

Rumuo hatte großes Verständnis für mich und bemühte sich, dieses Thema nicht mehr anzusprechen, aber ich spürte immer mehr seine Sehnsucht, mit mir zusammenzuleben. Auch in mir wuchs das Verlangen nach seiner Gegenwart. Da ich erkannte, daß er auf mich größtmögliche Rücksicht nehmen würde, überwand ich schließlich weitgehend meine Ängste vor einem Zusammenleben mit ihm. Aber mit mindestens zwei weiteren Personen eine Wohnung zu teilen, war mir vollkommen unmöglich. Selbstverständlich auch nicht in der Form der selten vorkommenden Scheingroßehegruppen, die im Grunde aus mehreren Kleinehepaaren bestanden. Diese Scheingroßehen wurden als Umgehung des Verbots der Kleinehen in gleicher Weise als Verbrechen verfolgt.

Rumuo verabscheute es ebenfalls, mit mir innerhalb einer Großehegruppe leben zu sollen. Er tat dies keinesfalls nur mir zuliebe, sondern weil er tatsächlich mit mir „alleine zusammen“ sein wollte.

So standen wir vor einem großen Problem. Wir verzehrten uns innerlich geradezu nach einem gemeinsamen Leben, aber wir durften es nicht führen. Einfach heimlich zusammen in einer Singlewohnung zu leben, wäre wegen der Enge schon schwer gewesen, vor allem aber wegen der allgegenwärtigen Polizeispitzel nicht ratsam.

Was tun? Andere Staaten außer dem Weltstaat, in die wir hätten auswandern können, gab es seit Jahrhunderten nicht mehr. Den Plan der Schaffung von Weltraum-Kolonien, in denen möglicherweise lockerere Gesetze als auf der Erde das Gemeinschaftsleben geregelt hätten, hatte man seit langem aufgegeben. Mehrmals hatte es schon Initiativen von einzelnen oder Kleingruppen gegeben, eine Änderung der Ehegesetzgebung herbeizuführen, aber sie alle waren samt und sonders gescheitert.

Wir verzweifelten beinahe, weil wir keine Lösung fanden. Ich wandte mich an meinen Lieblingsvater, der mit mir fühlte und litt, aber auch er wußte keinen Rat.

Im Amt begann man, Witze über uns zu machen und nach dem Heiratstermin zu fragen.

Mein armer Rumuo sann besonders viel über unser Problem nach und hatte dabei manchmal die verrücktesten Ideen. Eines Tages kam er voller Begeisterung zu mir. „Ich hab’s!“ verkündete er stolz und glücklich. „Wir suchen mit einem

Bodengleiter die Wildnisgebiete ab. Mit Sicherheit werden wir irgendwo eine versteckt liegende, bewohnbare Höhle finden. Dort leben wir dann frei von allen Gesetzen, ernähren uns von wilden Früchten und von Kleintieren, die wir in Fallen fangen, und ...“

Ich ließ ihn ausreden. Es tat mir leid, ihn enttäuschen zu müssen, doch es blieb mir nichts anderes übrig. „So schön das klingt: Abgesehen davon, daß keiner von uns auf ein Leben in der Wildnis eingerichtet ist: Ich als kranker Mensch käme dort um. Ich breche ja schon zusammen, wenn ich nur daran denke, in einer vollständig fremden Umgebung leben zu müssen. Es würde meine Ängste ins Unermeßliche steigern. Noch viel weniger könnte ich die Anstrengungen bewältigen, die mit einem Leben in der Wildnis verbunden sind. Die Temperaturen, Kleidung waschen, Nahrung sammeln.“

„Das alles würde ich machen — soweit ich es könnte. Du sollst dich so wenig wie möglich anstrengen müssen!“

Er war die Fürsorge in Person. Nicht zuletzt deswegen liebte ich ihn auch so sehr.

„Rumuo, dein Angebot ist ja so lieb! Aber leider geht es nicht, ich glaube, ich kann nicht auf die Zivilisation verzichten.“

Einen Moment lang war er sehr niedergeschlagen. Aber dann raffte er sich zusammen und versuchte, fröhlich zu wirken. Ich wußte, er tat das nur, weil er mich nicht betrüben wollte.

Die Tage verrannen, ohne daß sich etwas änderte. Einer meiner Vorgesetzten fragte mich einmal, ganz „nebenbei“, wie es mit meinen Zukunftsplänen aussehe.

Eines Tages verschwand Rumuo. Er hatte mir eine handschriftliche Notiz hinterlassen, er sei unterwegs, eine Lösung für uns beide „zu suchen und zu finden“; übrigens gehörte er — wie ich auch — zu den wenigen Menschen, die noch mit der Hand zu schreiben in der Lage waren. In dieser Zeit grausamer Einsamkeit fand ich Trost bei meinem Lieblingsvater, mit dem ich früher schon alles hatte besprechen können. Endlich, endlich kehrte Rumuo zurück, ganz deprimiert, da er nichts gefunden hatte.

Wir suchten vermehrt Abwechslung und Ablenkung und stürzten uns daher, soweit meine Kräfte es zuließen, in die Freizeitbeschäftigungen, die die Stadt reichhaltig bot. Massagen und Verwöhnstreichelungen, visuelle Abenteuer und Historienerlebnisse, Duftentspannungen und erotische Überraschungen. Doch all das war letztlich nicht geeignet, unsere Sehnsucht zueinander zu stillen.

Und dann begegneten wir dieser Frau. Eines Nachmittags, als wir händchenhaltend die Sinnenrausch-Halle verließen, sprach sie uns an. Sie war etwas älter als wir und machte gleich einen sympathischen Eindruck auf mich.

„Sie beide wären gerne verheiratet, nicht wahr? In einer Kleinehe.“ platzte sie heraus. „Ich sehe es Ihnen an … Seit Tagen habe ich Sie schon beobachtetet.“

„Sie vertun sich“, sagte Rumuo und zog mich weiter. Er hatte recht: Wußten wir, ob diese Frau ein Polizeispitzel war?

„Ich verstehe Ihre Angst.“ Sie ging hinter uns her. „Aber ich meine es ernst und kann Ihnen mit Sicherheit helfen. Wenn Sie morgen um diese Zeit beim Schloß sind — Sie kennen

es doch, nicht wahr? —, werde ich Ihnen eine interessante Kleinigkeit zeigen. Um das Schloß herum zu spazieren ist nicht verdächtig, dafür wird Ihnen niemand etwas vorwerfen können. Überlegen Sie es sich."

Wir überlegten es uns. Und kamen zu dem Ergebnis, daß wir es wagen sollten. Was konnte man uns schon anhaben? Wir hatten nichts eingestanden und würden auch nichts eingestehen. Im übrigen war die bloße Absicht, eine Kleinehe einzugehen, nicht strafbar. Zwar würden wir unsere geheimen Wünsche offenbaren, aber unsere Verzweiflung trieb uns zu dieser Handlung.

Wir spazierten also am folgenden Nachmittag um das Schloß herum, das man als Denkmal erhalten und erst vor dreißig Jahren restauriert hatte. Für die Öffentlichkeit war es nicht zugänglich, allerdings fanden hier gelegentlich Empfänge für hohe Würdenträger statt. Bedauerlicherweise überspannte die fünf Flügel eine Glaskonstruktion, die aussah wie ein Gewächshaus und der Sicherung vor Umwelteinflüssen, aber auch vor Menschen dienen sollte. Doch zum Glück waren die Gebäude, deren pfirsichblütenfarbener Anstrich mir so überaus gefiel, deutlich zu sehen.

Da erkannten wir im Eingangsbereich des „Gewächshauses" auch schon die Frau. Sie winkte uns zu sich. Ängstlich sahen wir uns nach möglichen anderen Personen um, die sich vielleicht hinter Bäumen versteckt hielten, konnten aber niemanden entdecken.

Die Frau begrüßte uns. „Entschuldigung, gestern habe ich mich noch nicht vorgestellt. Ich heiße Uolle und bin die

Kastellanin des Schlosses. Sicher möchten Sie es einmal von innen sehen, nicht wahr?" Sie rieb ihre Hand über eine dunklere Stelle des Glases, und schon tat sich eine weite Öffnung auf, die wir durchschritten und die sich hinter uns wieder schloß. Wir gingen die ehemalige Kutschenauffahrt des Hauptgebäudes hinauf und betraten es dann durch das Eingangsportal. Frau Uolle führte uns kurz durch die Prachträume des Erdgeschosses, die wir bisher nur schemenhaft von der Glasmauer aus hinter den Fenstern hatten erahnen können. Leider blieb keine Zeit, die Tapeten, Möbel oder Dekkengemälde längere Zeit zu bewundern. Frau Uolle eilte mit uns in den ehemaligen Baderaum des Schlosses und berührte dann mit ihrem Fingerring einen Spiegel. Sofort begann das Zimmer, sich in schneller Fahrt nach unten zu bewegen, wie ein Aufzug. Natürlich erschraken wir.

Nach kurzer Fahrt, die uns aber eine erhebliche Strecke in die Tiefe befördert haben mußte, blieb der Baderaum stehen. Eine Wand öffnete sich, und Frau Uolle führte uns … in eine andere Welt. Wir befanden uns in einer hell erleuchteten Stadt mit kleinen Häusern und Ziergärten, an Stelle des Himmels sahen wir diffuses bläuliches Licht, in den Straßen gingen Menschen und schwebten leichte Gleiter. Wo die gigantische Halle oder Höhle — denn um eine solche mußte es sich ja handeln — an den Seiten endete, ließ sich nicht erkennen.

Staunen bemächtigte sich meiner, Staunen und Verwirrung, zugleich ein leises Gefühl des Glücks.

Schweigend führte die Frau uns herum, auch wir sprachen kein Wort. Dies hier war eine Welt ähnlich der unseren,

jedoch bescheidener und beschaulicher, nicht so gigantoman.

„Wir würden uns freuen, wenn Ihr bereit wäret, uns anzugehören — uns, die wir alle Flüchtlinge sind, hierhin geflohen vor dem Weltstaat“, erläuterte Frau Uolle, nachdem wir auf einer Bank Platz genommen hatten, am Rande eines kleinen Wäldchens. Wir kamen aus dem Staunen nicht mehr heraus. „Hier könntet Ihr beide heiraten und als Paar leben, so, wie es uralte Tradition ist, die leider von den Machthabern“ — sie deutete nach oben — „verraten wurde. Ja, in dieser Welt könntet Ihr einem Beruf nachgehen, der Eurem bisherigen entspricht. Hier findet Ihr viele andere Paare, Menschen, die dort“ — wieder wies sie in Richtung Erdoberfläche, und in ihrem Gesicht waren einen Augenblick lang Ärger und Ablehnung zu lesen — „nicht mehr leben möchten. Wir sind glücklich über jeden, der zu uns stößt. Sagt es mir bitte, und Ihr könnt sofort hierbleiben, wir werden Euch ein Häuschen geben, Einrichtung, Kleidung, alles, was Ihr braucht. Wenn Ihr hingegen zurück wollt, so werden wir Euer Gedächtnis der letzten Tage löschen, und es wird so sein, als wäret Ihr mir niemals begegnet, hättet dies hier nie gesehen. Entscheidet Ihr Euch zu bleiben, so könnt Ihr leider Eure Freunde, Eure Verwandten nie mehr wiedersehen. Wir müssen das so machen, zu unserer eigenen Sicherheit. Ihr könnt ihnen einen Sprechbericht hinterlassen und ihnen darin mitteilen, daß es Euch gut geht, und wir werden diesen Bericht überbringen.“ Sie machte eine kurze Pause. „Nun, möchtet Ihr hier leben?“

Rumuo und ich sahen einander in die Augen. Und dann, uns bei den Händen greifend, sagten wir gleichzeitig: „Ja, wir wollen!“

Vierte Letztschrift

DIE SELIGEN

Übermorgen soll er sterben. Mir wird schwarz vor Augen, wenn ich daran denke. Aber ich kann nicht anders, ich muß es einfach niederschreiben, auch wenn ich am ganzen Leib zittere und meine Schrift kaum lesbar ist. Vielleicht hilft es mir, wenn ich versuche, so nüchtern wie möglich zu bleiben.

Er hatte heute Pech im Spiel, bei der Hauptwette des Reichsspielfests schon wieder ein Lebensjahr verloren. Damit ist seine Lebenszeit auf 61 gesunken. Übermorgen jährt sich das Jahr seiner Zeugung zum 61. Mal, und das bedeutet, bis Mitternacht muß er das Gift genommen haben. Also bleibt uns fast keine Zeit, eine Abschiedsfeier mit Angehörigen und Freunden vorzubereiten. In drei Tagen ist dann unser Paarbündnis beendet.

Ich dagegen hatte bei der diesjährigen Wette wieder Glück und ein Jahr hinzugewonnen. Zum neunten Mal hintereinander mußte ich keine Lebenszeit an andere abgeben. Inzwischen konnte ich auf 97 Jahre aufstocken. Noch drei Jahre dazu, und ich habe die gesetzlich erlaubte Höchstlebensdauer von 100 erreicht. Damit dürfte ich noch mehr als 40 Jahre leben, falls ich nicht meine Zeit wieder verwette. Joanuh hingegen ist mit seiner Pechsträhne fast bis an die untere Wettgrenze gelangt. Wie unendlich gerne würde ich ihm Jahrzehnte meiner Lebenszeit geben, wenn es nur möglich wäre.

„Frau," sagte er vorhin zu mir, „du wirst mich also um viele Jahre überleben." Dabei grinste er so komisch.

„Ja," erwiderte ich tieftraurig und zugleich resigniert, „so ist das eben."

„Nun," sagte er daraufhin, „du wirst erstaunt sein, Frau, aber ich bin damit nicht einverstanden." Er hatte recht, ich war tatsächlich erstaunt, zugleich aber auch verwirrt.

„Was meinst du damit, Mann?" fragte ich ihn. „Wie kannst du nicht einverstanden sein? Es ist Gesetz und Ehrenpflicht, es gibt keine Ausnahme!"

„Alle denken so, Frau, alle. Weil es immer so war, seit vielen Generationen. Aber muß es für immer so bleiben? Schon seit langem mache ich mir Gedanken … Nun, wenn mein Plan mißlingt: Sterben muß ich ohnehin. Es könnte halt sein, daß es auch für dich den Tod bedeutet. Wärst du bereit, bei mir zu bleiben und mitzumachen?"

Wir schauten uns in die Augen, und er wußte auch ohne Worte meine Antwort. Schweigend umarmten wir uns, Tränen liefen über unsere Gesichter.

Schon wieder versagt mir die Hand. Ich schreibe daher lieber etwas über die vergangenen Tage.

Die diesjährigen Feierlichkeiten zum Reichsspielfest hatten nicht wie üblich zehn, sondern zwanzig Tage vor den Hauptwettspielen begonnen, denn man beging das 250. Jubiläum. Die angebotenen Speisen und Getränke waren von einer Köstlichkeit, wie wir sie bisher noch nicht kennengelernt hatten. Sie reizten, vermute ich, die Geschmackssinne bis zum Äußersten. Auch die Spiele und Kleinwetten boten

diesmal Außergewöhnliches. Wie bekannt wurde, hatte die Regierung es sich viel kosten lassen; hunderte von Spieleerfindern hatten sich jahrelang das Gehirn zermartert, um die spannendsten, aufregendsten, mitreißendsten Spiele und Wettbewerbe zu kreieren. Viele Tausende von Profi-Schiedsrichtern waren ausgebildet worden, um die Reichsbevölkerung und damit immerhin sechshundert Millionen Spieler, angefangen von den Jugendlichen bis zu den Ältesten, fachgerecht zu begleiten.

Wie immer ging es dabei darum, Besitz und Lebensstandard zu vergrößern — oder zu verlieren. Bei manchen Wetten bestand der Einsatz in Körpertrophäen; die meisten Reichsbewohner hatten schon einen oder mehrere Finger verwettet, die jetzt bei den Siegern in Vitrinen ausgestellt waren. Als noch wertvoller galten erwettete Ohren. Einzelne waren sogar bereit, ihre Nase einzusetzen. Für die verwetteten natürlichen ließen viele sich künstliche Finger, Ohren oder Nasen anbringen, weniger um der Schönheit willen, sondern um die Schande zu verbergen.

Schon als kleine Kinder hatten wir in der Schule gelernt, daß der Spieltrieb uns Menschen im Blut liegt, uns angeboren ist. Damit diese natürliche Veranlagung die Menschheit nicht ins Unglück stürzt, hatte die Reichsregierung Gesetze zur Regulierung und Kanalisierung der Spielleidenschaft beschlossen, insbesondere aber die Jahresspielzeiten eingeführt. Drei Mal jährlich finden die Spiele statt, die Hauptveranstaltung, das Reichsspielfest, im Sommer. Zusätzlich wurde jeder siebte Tag zum Spieltag deklariert.

An den Nichtspieltagen arbeitet die Reichsbevölkerung hart. Der Feierabend ist dem Essen und der Zerstreuung gewidmet. Spiele mit Einsatz sind an diesen Tagen verboten.

Weshalb schreibe ich das alles nieder, was doch ohnehin jeder weiß? Ich kann es nicht genau sagen, es drängt mich einfach, unser Leben, unseren Alltag zu skizzieren, besonders jetzt, da Joanuh wohl in Kürze sterben wird. Vielleicht wird irgend jemand irgendwann einmal in ferner Zeit das hier lesen.

Ich bin einer der ganz wenigen Menschen, die noch schreiben und lesen können. Mein Vater hat es mir beigebracht. Die meisten meiner Bekannten belächeln mich: Lesen, Schreiben? Unnütz, überflüssig. Es genügt, wenn Beamte Teile davon beherrschen, um das Reich verwalten zu können.

⁂

Joanuh hat mir soeben seinen Plan vorgestellt: fliehen, und anschließend möglichst andere für die eigene Überzeugung gewinnen. Die Lebenszeit-Wette ist ungerecht, es sei daher dringend geboten, sie abzuschaffen. Bisher wußte ich nicht, daß mein Mann eine subversive Meinung hat, er war immer so still, so schweigsam. Warum sind Männer nur so ungesprächig? Man weiß nicht, woran man bei ihnen ist.

Aber vielleicht mußte es bei Joanuh so sein. Vielleicht mußte er schweigen — bis jetzt. Denn vorhin tat er den Mund auf und redete und redete und legte mir alle seine Gedanken dar. Das Wichtigste ist zunächst, daß wir beide

uns in Sicherheit bringen. Zwar leben wir hier am Rande des Reichs, und bis zur Grenze ist es nicht weit; mit einem Gefährt können wir sie in wenigen Stunden erreichen, und da es ohnehin nicht verboten ist, das Reich zu verlassen — die Grenztruppen sind nur deshalb dort stationiert, es vor den wilden Stämmen zu schützen —, wäre die Flucht problemlos zu bewerkstelligen, wenn … ja wenn es nicht andere Hindernisse gäbe. Bis auf das wenige, das wir auf dem Wagen mitführen könnten, müßten wir all unser Hab und Gut aufgeben, vor allem unser Haus. Wir müßten die Kontakte zu Verwandten und Freunden abbrechen, zumindest für einige Jahre. Wir müßten alleine in der Wildnis leben, wobei wir nicht wissen — zumindest ohne jegliche Erfahrung sind —, wie wir dies machen sollen, wo wir wohnen und schlafen, wie uns vor Hitze und Kälte schützen, was wir essen sollen. Oder wir würden uns anderen Flüchtlingen anschließen, die möglicherweise flüchtige Verbrecher wären, oder einem wilden Stamm beizutreten versuchen, der uns — weiß man es? — sofort töten würde.

Vor allem aber: Wir müßten auf das Manna verzichten und damit auf den Stoff, der — vor einem halben Jahrhundert erfunden — dafür sorgt, daß negative Gefühlsregungen weitgehend ausgeschaltet werden und wir glücklicher und zufriedener leben. Fast jeder von uns hat im Rahmen von verlorenen Wetten schon einmal oder mehrmals dem Manna entsagt, und alle berichten, daß das Leben ohne die tägliche Ration viel schwerer zu ertragen ist. Man bricht dann fast zusammen unter der Last der negativen Gefühle. Ob

und wie ein Leben ohne Manna auf Dauer möglich sein soll, wissen wohl nur die wilden Völker — und die Flüchtlinge. Kein Wunder, daß nur wenige das Reich verlassen, wissen sie doch, daß jenseits der Grenzen nicht nur die Wildnis der Natur droht, sondern auch die Ungezähmtheit der eigenen Empfindungen.

Noch einen anderen Grund gibt es, weshalb so wenige der Bewohner aus dem Reich fliehen: Seine Spielschulden nicht einzulösen gilt als höchst ehrenrührig. Das hat man uns von Kindheit an beigebracht, und wir können das Gefühl, bei Nichteinlösung von Spielschulden versagt zu haben, nicht so einfach abschütteln. Die meisten schneiden sich lieber ihre Finger ab oder trinken das Gift, als von der Gesellschaft geächtet zu werden und sich mit einem Makel behaftet zu wissen. Doch Joanuh meinte dazu, ihm sei es wichtiger, den Rest seines Lebens mit mir zu verbringen, als gesellschaftliche Anforderungen zu erfüllen oder Reichsgesetze zu befolgen. Wie mag es ihm nur gelungen sein, sich innerlich davon frei zu machen? Über so manches werden wir noch zu reden haben.

☼

Wir hatten uns entschieden, und so setzten wir den Plan auch rasch um. Noch am Nachmittag sagten wir unseren Verwandten und Freunden Lebewohl; vor allem der Abschied von unseren beiden erwachsenen Söhnen fiel uns schwer, aber wir versprachen ihnen, alles daranzusetzen, sie sobald als möglich wiederzusehen.

Dann beluden wir unseren Wagen und fuhren am nächsten Morgen los. Unsere Kinder begleiteten uns bis zur Reichsgrenze. Die Soldaten grinsten, und einer rief uns hinterher: „Wetten, daß Ihr in zehn Tagen nicht mehr lebt?" Ein anderer entgegnete laut: „Ich halte dagegen. Sie werden sicher zwölf Tage schaffen." Mehrere von ihnen lachten laut und grölten.

Schließlich waren wir allein. Hinter uns die gewaltige Mauer, die das Reich schützt, vor uns eine weite leere Ebene, in der Ferne der Wald.

Hier gab es keine Straßen mehr. Der Wagen holperte über den unregelmäßigen Boden. Am Waldrand angekommen, ließen wir das Gefährt stehen, da es zu breit war, um zwischen den Bäumen hindurchfahren zu können. Wir nahmen zunächst nur das Nötigste mit und wollten den Rest nachholen, sobald wir eine Unterkunft für die kommende Nacht gefunden hätten.

Es war alles andere als einfach, sich einen Weg durch das dichte Unterholz zu bahnen. Endlich, nach langer Suche, fanden wir eine Lichtung, wo wir unser Zelt würden aufschlagen können. Wir legten im Gras ab, was wir bis hierher geschleppt hatten, und suchten den Weg zurück zur Waldgrenze. Zum Glück hatte Joanuh, was ich erst am Vortag erfahren hatte, sich schon seit Jahren Gedanken über ein Leben in der Wildnis gemacht und unterwegs die Baumstämme mit Leuchtfarbe markiert, so daß der Rückweg leicht zu finden war. Als wir am Waldrand ankamen, sahen wir es sofort: Unser Eigentum war verschwunden, nur der leere Wagen stand noch da.

Daß jemand aus dem Reich sich die Ladung angeeignet haben sollte, kam uns eher unwahrscheinlich vor. Um das Gefährt herum fanden wir etliche Fußspuren, die vom Wald her kamen und dorthin zurück führten.

Wir schauten uns nur kurz an und wußten, daß wir das Gleiche dachten. Sofort machten wir kehrt und hasteten, soweit unser Alter es uns erlaubte, zurück zur Lichtung. Als wir sie endlich erreichten, erwies sich, daß unsere Ahnung der Wirklichkeit entsprach: Auch von dort hatte jemand unsere Habe mitgenommen. Unser Vorrat an Manna war fort, ebenso das Zelt. Wir besaßen nur noch, was wir am Leib trugen, darunter mein Tagebuch.

Trotz der Wirkung des heute früh genommenen Manna waren wir nahe daran, in Verzweiflung zu fallen. Wie konnten wir jetzt überleben? Kurz besprachen wir, ob wir ins Reich zurückkehren sollten, verwarfen diesen Gedanken dann aber. Wenn wir schon sterben mußten, dann gemeinsam in der Wildnis. Aber Opfer der Diebe zu werden, die möglicherweise in der Nacht über uns herfallen würden, das wollten wir nun doch nicht.

So gingen wir weiter hinein in den Wald, immer lauernd und lauschend, ob uns jemand folgte, legten mehrere falsche Fährten, wobei die Leuchtfarbe sich als hilfreich erwies, und fanden schließlich eine Höhle zwischen den Wurzeln eines mächtigen Baums, groß genug, uns als Schlaflager zu dienen. Wir sammelten Moos, damit wir nicht so hart lagen, tranken Wasser an einem nahen Bach und gingen hungrig schlafen.

Am nächsten Morgen erwachten wir durch ein Geräusch. Um uns herum standen mehrere Frauen und Männer mittleren Alters in einfachster Kleidung. Wir erschraken, doch sie sahen nicht aus, als hätten sie feindliche Absichten, vielmehr lächelten sie uns an.

„Habt keine Angst,“ beruhigte uns eine Frau, „wir tun Euch nichts an.“ „Ihr habt die Prüfung bestanden,“ sprach ein Mann, „denn Ihr seid nicht bei den ersten Schwierigkeiten zurückgekehrt ins Reich. Damit habt Ihr bewiesen, daß Ihr mutig seid und bereit, Euch vom Alten zu lösen.“

„Euer Eigentum erhaltet Ihr natürlich zurück“, ergänzte die Frau. „Wenn Ihr möchtet, so folgt uns, Ihr werdet sodann ein neues Leben kennenlernen.“

Wir folgten ihnen. Da sie uns bisher freundlich gesonnen waren, hoffen wir, daß sie uns auch zukünftig nicht feindlich behandeln werden. Vielleicht eröffnet uns diese Begegnung die Chance auf eine bessere Existenz?

☀

Seit dreißig Tagen sind wir jetzt hier, im „Dorf der Friedvollen“. Wir mußten einen halben Tagesmarsch durch den Wald zurücklegen, um hier anzukommen. Unterwegs sprach selten jemand ein Wort. Gegen Mittag gelangten wir im Dorf an, das nahe dem Ufer eines Flusses lag. Allmählich stiegen immer mehr unangenehme Gefühle und unschöne Gedanken in uns auf, denn die Wirkung des Manna ließ nach. Wir baten die „Seligen“ — so nannten sich diese Menschen —,

uns unser Gepäck zurückzugeben, das bereits eine vorausgeeilte Gruppe ins Dorf gebracht hatte, denn wir lechzten nach Manna. Lächelnd wies man uns ein Häuschen an, das wir fortan bewohnen durften, und in ihm fand sich auch unser Eigentum wieder. Die Seligen empfahlen uns jedoch, das Manna wegzuwerfen, statt es zu essen, denn abgesehen davon, daß es ohnehin bald aufgezehrt sei, lebe man freier ohne diesen „Bewußtseinstrüber". Wir folgten dem Rat, verzichteten auf den Stoff und ließen uns erschöpft in die uns zur Verfügung gestellten Betten fallen.

Spät am Nachmittag erwachten Joanuh und ich aus tiefem Schlaf. Hatte der Marsch uns so sehr mitgenommen?



Silvian Sternhagel „Land der Seligen"

Als wir nach draußen traten, kamen uns zwei Frauen in orangefarbenen Gewändern entgegen, nahmen uns bei der Hand und führten uns in das Zentrum des Dorfs, zu einem großen Platz. Seine Mitte nahm ein prachtvolles Gebäude ein, das, wie wir von den Frauen erfuhren, ein Tempel war. In dem bescheidenen Häuschen daneben wohnte die Große Vorsitzende, zu der die Frauen uns nun geleiteten. Wir wunderten uns, unterwegs niemandem begegnet zu sein.

„Jetzt beginnt die Dämmerung und damit die Stunde der Meditation“, klärte uns eine der beiden auf. „Alle, die älter als drei sind, tauchen dann in ihre Seele, um mit dem Allgeist Zwiesprache zu halten.“ Sie lachte, und tiefes Glück strahlte aus ihren Augen. Zwar verstanden wir kaum, was sie mit diesen Worten meinte, doch die liebenswerte Stimme tat uns gut, besonders angesichts der bösen Gefühle, die uns immer stärker überfielen.

Die andere Frau trat ins Haus der Vorsitzenden und meldete uns an. Dann bat sie uns hinein.

Wir betraten einen dunklen, fensterlosen Raum, den nur ein kleines Öllicht spärlich beleuchtete. Neben dem Lämpchen saß eine ältere Frau mit gekreuzten Beinen auf dem Boden, die sich, als sie uns eintreten sah, erhob und uns beide herzlich umarmte, als seien wir ihre liebsten Freunde. Auch sie trug, soweit wir das bei dem wenigen Licht erkennen konnten, ein orangefarbenes umhangartiges Kleidungsstück, das allerdings aus einem feineren Stoff als bei den jüngeren Frauen zu bestehen schien.

„Willkommen, willkommen!“ empfing sie uns mit zärtlicher Überschwenglichkeit. „Seid auf das Herzlichste begrüßet. Solange Ihr wollt, könnet Ihr unsere Gäste sein, so wie wir schon viele Gäste beherbergt, die sich von der Grenze hierher zu uns geleiten ließen.“

„Schön ist es hier“, sagte Joanuh etwas tolpatschig.

„Nun, wenn Ihr Euch dazu entschließen könnet und bereit seiet, einige Regeln einzuhalten, so könnet auch Ihr an diesem Orte den Friedliebenden angehören, so daß Ihr eine feste, auch im Geiste verankerte Wohnstatt habet.“ Selig lächelte sie uns an.

Zugegeben, die Sprache hörte sich eigenartig an, irgendwie altertümlich, aber es klang viel Sympathie aus der Stimme der Großen Vorsitzenden.

„Doch genug davon. Lebet Euch erst einmal ein, fühlet Euch wohl — und zuerst: Kommet los von der Droge namens Manna, wir helfen Euch dabei. Dann auch werdet Ihr Euch baldiglich heimisch fühlen.“

Mit einer Handbewegung entließ sie uns. Die beiden Frauen führten uns zu einem in der Nähe liegenden größeren Gebäude, in die „Halle der Öffentlichkeit“. Dort boten sie uns Holzblöcke zum Sitzen an und reichten uns ein teeartiges Getränk, von dem wir reichlich zu uns nehmen sollten. Es helfe uns, die Abhängigkeit vom Manna zu überwinden. Tatsächlich stillte es ein wenig unsere innere Unruhe und schenkte uns friedvollere Gefühle.

Die beiden verwickelten uns in Gespräche, fragten vieles und ließen uns aus unserem bisherigen Leben berichten. Bald

kamen andere Dorfbewohner hinzu, ebenfalls orangefarben gekleidet, stellten sich uns vor, plauderten mit uns und lenkten uns so von einer Beschäftigung mit uns selbst ab. Spät in der Nacht fielen wir todmüde ins Bett und schliefen, dank eines Schlafmittels, das man uns gereicht hatte, tief und fest. Zu unserem Erstaunen wachten wir erst am Nachmittag des folgenden Tages auf. Seit fast zwei Tagen hatten wir nichts gegessen. Offenbar hatte das Teegetränk den Hunger unterdrückt. Jetzt aber verspürten wir großen Appetit.

Kaum waren wir aus dem Haus getreten, als uns eine fröhlich jubelnde Kinderschar empfing. Die Kleinen nahmen uns bei der Hand und führten uns in die uns schon bekannte Halle. Dort servierten uns mehrere Männer und Frauen köstliche Speisen, die nach uns unbekannten Gewürzen schmeckten. Anschließend setzte sich ein älteres Paar zu uns; die beiden berichteten uns lange über ihr eigenes Leben im Reich und ihre Flucht. Der Mann hatte seine sämtlichen Finger verloren und sich — ebenso wie wir — entschieden, gemeinsam mit seiner Frau vor dem Giftbecher zu fliehen. Hier hätten sie schnell Spiel- und Mannasucht überwunden und seien nun ganz erfüllt von dem Großen Allgeist. Am nächsten Tag, wenn es uns recht sei, würden sie uns gerne in den Tempel führen.

Und wieder schliefen wir wie Tote. Als wir am kommenden Mittag aufwachten, waren die üblen Gefühle wie weggeblasen.

Die beiden Alten, die uns am Vortag betreut hatten, nahmen uns bei der Hand, schlenderten mit uns zum Großen

Platz und öffneten das Portal des Dorf-Heiligtums. Wir traten ein. Innen hatten wir Statuen oder Bilder von Göttern erwartet, doch wir sahen: Nichts! Lediglich eine Kerze brannte in der Mitte des hohen Saals, dessen Decke sich nur erahnen ließ.

Die Frau und der Mann schauten uns begeistert in die Augen: „Nun, erkennet Ihr es? Erfühlet Ihr es?“

Ich war ratlos und sah Joanuh an, daß er ebensowenig erkannte und erfühlte wie ich.

„Ihr seid am Anfang. Uns erging es ebenso wie Euch, als wir herkamen. Seid unbesorgt, es wird Euch schon werden!“ Die Frau erläuterte uns, daß alles seine Bedeutung habe: „Das Kerzenlicht symbolisiert die Erleuchtung, die jedem einzelnen, dir wie mir, zuteil werden kann. Die Anfänger des ‚Weges‘ setzen sich an den äußersten Rand der Halle, die Fortgeschrittenen schon näher hin zur Flamme, und die Erleuchteten direkt davor, so nah, daß sie, wenn sie ihre Hand ausstrecken, die Hitze erspüren, die sie gemahnt an das Feuer der inneren Leidenschaft. Der weite leere Raum zeigt an, daß wir Jünger der Seligkeit innerlich frei und leer werden müssen von der Fülle unnützer weltlicher Ablenkungen. Die nicht erkennbare Höhe des Raumes ist Sinnbild der Unendlichkeit in uns, und die Rundung des Saales zeiget die Ewigkeit des Daseins unserer inneren Existenz an.“

Wir verstanden nicht so recht, was die Frau uns damit sagen wollte, und hofften, die Bedeutung dereinst mit unserer schwachen Intelligenz zu erfassen. Was uns jedoch immer



Mariola Bogacki „Letztschriften“

klarer wurde: Dies hier war ein ganz anderes Leben als das uns bekannte im Reich. Und so beschlossen Joanuh und ich, zunächst einmal hier zu bleiben. Nicht nur konnten wir hier gesichert wohnen, sondern wir konnten Freunde gewinnen und uns vielleicht gegenseitig mit unseren Ansichten und Überlegungen bereichern.

In der folgenden Zeit zeigte uns das Paar Leben und Arbeit im Dorf. Die Bewohner waren fleißig, legten aber keinen Wert auf Luxus, widmeten sich vielmehr drei Mal täglich der Selbstversenkung. Die Kinder lernten begierig, und ihre Fröhlichkeit steckte uns an. Selten erlebten wir jemanden mürrisch oder grüblerisch.

So ließen wir denn nach einigen Tagen der Großen Vorsitzenden mitteilen, daß wir uns den Dorfbewohnern dauerhaft anschließen wollten. In einer feierlichen Zeremonie nahm man uns auf in die Gemeinschaft, und alle, von den Kindern angefangen bis hin zu den Ältesten, umarmten und küßten uns. Dann gab man uns orangefarbene Gewänder. Selbstverständlich boten wir unsere Mithilfe an, und man wies uns leichte Arbeit in der Großküche zu. Täglich erhielten wir Belehrung über die Möglichkeiten der Entsagung von den unglücklich machenden Sinneseindrücken, und man führte uns in die heilige Kunst der Meditation ein. Alle schienen um uns bemüht zu sein, und mit der Zeit kannten wir jeden im Dorf.

Dieses Leben gefiel uns beiden außerordentlich gut, wir kamen dem inneren Frieden näher, begannen zu ahnen, warum die Seligen sich diesen Namen gegeben hatten. Endlich

ein Dasein ohne die unglückselige Abwechslung: dem Verlangen nach Sucht und ihrer Befriedigung.

☀

Gestern hatten wir ein denkwürdiges Erlebnis. Ein aus dem Reich geflohenes, noch junges Paar war vor einer Woche im Dorf eingetroffen. Sie waren in ähnlicher Weise wie Joanuh und ich einer Gruppe von Dorfbewohnern begegnet. Und jetzt äußerten sie den Wunsch, ins Reich zurückzukehren, um dort in ihrer Stadt zu verkünden, daß es ein erfülltes Leben ohne Spiele und Manna gebe. Da erinnerte sich Joanuh, daß er nicht einfach hatte fliehen, sondern seine Überzeugung auch anderen vermitteln wollen. So war ja unser Plan gewesen: darauf hinzuarbeiten, eine Änderung im Reich herbeizuführen. Hatten wir zunächst nur daran gedacht, daß es nötig sei, die Lebenszeit-Wette abzuschaffen, so sahen wir inzwischen, nach unseren Erfahrungen im Dorf der Friedvollen, der Seligen, daß die Spiele und Wetten überhaupt ein Unwesen darstellten und uns Menschen von Wichtigerem im Leben ablenkten. Ebenso verhielt es sich mit dem Manna, wie wir hier inzwischen gelernt hatten. Widerliche Gefühle und Gedanken waren unangenehm, sicher, aber sie gehörten zu unserem Leben dazu, und sie halfen uns, nicht selbstzufrieden auszuruhen und stehenzubleiben.

Mit mehreren unserer neuen Nachbarn sprachen wir heute unbefangen über unsere Absichten, etwas zugunsten der Reichsbewohner zu unternehmen, und fragten sie auch

um ihre Meinungen und Ideen, da uns noch nicht klar war, wie wir unsere Vorstellungen verwirklichen konnten. Sollten wir zurückkehren und heimlich aus dem Untergrund heraus Anhänger unserer Befreiungsideen zu gewinnen versuchen? Oder sollten wir vom Dorf aus Botschaften über die Grenze schicken? Beim Abschied von unseren Freunden hatten wir bei einigen Sympathie für unsere freiheitlichen Überlegungen erkennen können, und vielleicht wäre der eine oder andere bereit, Mitteilungen zu überbringen. Joanuh sah in seiner Begeisterung das „Dorf der Friedvollen“ schon als Zentrum der Befreiungsbewegung.

Leider gewannen wir bei unseren Gesprächspartnern den Eindruck, daß ihnen dieses Thema unangenehm sei, und auf unsere Fragen antworteten sie ausweichend.

Soeben ließ uns die Große Vorsitzende die Bitte übermitteln, sie heute mittag in ihrem „bescheidenen Hause“ aufzusuchen.

☀

Als wir gestern die Wohnung der Vorsitzenden betraten, sahen wir dort bereits das junge Paar, das die Heimkehrwünsche geäußert hatte, am Boden sitzen. Die Hausherrin bedeutete uns, ebenfalls Platz zu nehmen.

„Es freut mich sehr, daß Ihr gemeinsam hier seiet“, begann sie mit zärtlicher Stimme. Dann wandte sie sich an das Paar. „Ihr wollet also zurückkehren in das Reich? Es sei Euch unbenommen. Nehmet Eure Habe mit und lasset Euch Wegzehrung geben. Man wird Euch heute noch zur Grenze

geleiten. Gedenket immer unser, falls Ihr eines Tages wiederkehren möchtet. Und tuet, so meine Bitte, dieses bescheidenen Dorfes im Reiche keiner Erwähnung. So gehabet Euch denn wohl." Und damit entließ sie die beiden. Als diese das Haus verlassen hatten, flüsterte sie leise: „Wir werden ihrer nicht mehr angesichtig werden."

Nun sprach die alte Dame uns an. Die Zärtlichkeit in ihrer Stimme bekam auf einmal einen strengen Unterton.

„Wie ich vernahm, überleget auch Ihr, möglicherweise das Dorf zu verlassen? Das Dorf, das Euch aufnahm in seine Gemeinschaft, Euch auf Dauer ein Haus und Nahrung und Sicherheit bietet, Euch einführt in die heiligen Lehren des inneren Friedens. Oder aber, so vernahm ich weiterhin, Ihr wollet das Dorf zu einem Ausgangspunkt machen für Änderungen im Reich. Habe ich das richtig vernommen?"

Zögernd stimmten wir zu.

„Nun, dann habet Ihr nicht verstanden, was Euch geschenket wurde. Ein neues inneres Leben wurde Euch hier zuteil, und Ihr wollt es tauschen gegen den geistigen Unrat des Reichs? Oder gar den Unfrieden hierhin bringen, an den Ort der Seligen?"

„Aber … aber wir wollen doch gerade den Reichsbewohnern zeigen, daß sie ein anderes Leben führen können, als sie es bisher tun", stotterte Joanuh. „Wir wollen, daß man auch im Reich …"

„Das Reich und seine Bewohner", unterbrach ihn die Vorsitzende mit verächtlichem Ton. „Sie vegetieren dort, wo die Niederungen sind. Wir hier weilen im Licht! — Nun, über-

leget Euch, was Ihr zu tun gedenket. Überlegt es Euch genau!“ Und damit wurden auch wir entlassen.

Wir waren betroffen und erschüttert. Ich selbst hatte zunächst ein schlechtes Gewissen, doch Joanuh sagte: „Das also ist das ‚Dorf der Friedvollen‘“. An diesem Nachmittag besprachen wir unsere Lage. Mein Mann überzeugte mich bald, daß dies nicht unsere Heimat sein konnte. Schnell stand fest: Hier wollten wir auf keinen Fall bleiben. Als wir später aus dem Fenster schauten, sahen wir etwas abseits drei Männer sitzen, die den Hauseingang unauffällig-auffällig beobachteten. Man behielt uns also im Auge, traute uns offenbar nicht.

Noch in dieser Nacht wollten wir fliehen. Wir setzten uns zu einer abendlichen Plauderei vor das Haus, sahen dabei „zufällig“ unsere drei Bewacher, tranken gemeinsam mit ihnen einen Fruchtsaft, in dem wir das versehentlich noch nicht weggeworfene Manna aufgelöst hatten, schenkten den dreien immer wieder nach und zogen uns schließlich zurück. Kurze Zeit darauf lagen unsere Bewacher, die Droge nicht gewöhnt, schlafend am Boden. Wir hatten Glück, daß bis zum völligen Einbruch der Dunkelheit niemand sie bemerkte. Endlich luden wir uns das zum Überleben Notwendigste auf und schlichen aus dem Dorf. In dieser Nacht legten wir eine für unser Alter weite Strecke durch die Wälder zurück. Allerdings bewegten wir uns nicht in gerader Richtung auf die Reichsgrenze zu, sondern hatten einen weiten Umweg eingeplant, um eventuelle Verfolger zu täuschen.

⁂

Am darauffolgenden Morgen suchten wir ein Versteck, das wir im Unterholz bald fanden, und verbrachten dort den ganzen Tag, wobei wir viel schliefen und Kräfte sammelten. In der kommenden Nacht zogen wir weiter und orientierten uns wieder an den Sternen. Zum Glück hatten wir einen Wasserschlauch mitgenommen, den wir unterwegs noch einmal auffüllten, und konnten so unseren Durst stillen, der sich wegen der hochsommerlichen Temperaturen oft meldete.

Als wir am nächsten Morgen wieder ein Versteck suchten, hörten wir in der Nähe ein leises Stöhnen. Zu unserer Verblüffung fanden wir das junge Paar, das zurück ins Reich hatte reisen wollen, erschöpft und halb verdurstet am Boden liegend. Sofort gaben wir ihnen zu trinken, später dann von unseren Essensvorräten.

Einigermaßen zu Kräften gekommen, erzählten sie uns, die Begleiter aus dem Dorf hätten sie in die Irre geleitet, was sie zu spät bemerkt hätten, und seien plötzlich verschwunden gewesen. Den Rückweg hätten sie leider nicht mehr gefunden. Unser aller einzige Erklärung war: Die Seligen wollten nicht, daß das Reich von dem „Dorf der Friedvollen" erführe, deshalb hatte man beabsichtigt, das Paar ins Verderben zu führen.

☀

Da vorne vor uns: die große Mauer, die das Reich schützen soll. Wir vier haben beschlossen heimzukehren, um dort die anderen zu überzeugen vom Glück eines Lebens ohne Sucht.

Ob wir etwas erreichen werden, wissen wir nicht. Aber wir werden es versuchen.

Fünfte Letztschrift

DER VORGANG ALANEA

Mein Name ist Jaro. Jaro Pawo. Ich bin die Nummer sieben der dritten Staffel der Befruchter. Oder vielmehr: Ich war es.

Mehr als 1000 Frauen habe ich befruchtet. Es war die Arbeit von annähernd elf Erdenjahren. Jetzt habe ich mich zurückgezogen. Richtiger: Ich bin desertiert.



Franz Graw „Vaterglück“

Gemeinsam mit Alanea lebe ich in einem Versteck, auf der Erde, seit mehr als 36 Mondphasen.

Die Aussichten, nicht entdeckt zu werden, bleiben ungewiß. Immerhin mehren sich die Anzeichen für einen baldigen Zusammenbruch des Systems.

Doch ich will nicht vorgreifen, sondern versuchen, von Anfang an zu berichten.

Wir 144.000 Männer der Befruchtungsgruppe wurden von der Regierung als Siebzehnjährige angeworben. Ausschlaggebend waren vor allem unsere genetischen Dispositionen. Denn dadurch konnte die Reichsführung, zumindest was den männlichen Teil der Erbanlagen betraf, gesunde und kräftige Nachkommen prognostizieren.

Unsere Herrscher sahen eine Zunahme guter Nachkommenschaft als unbedingt erforderlich an, nachdem in den letzten 50 Jahren die Geburtenrate in bedrohlichem Maß abgesunken war und sich in elf von zwölf Staatsbezirken ein Zusammenbruch innerhalb der kommenden drei Jahrzehnte abzeichnete.

Unsere Hauptaufgabe: so viele Kinder wie möglich zu zeugen. Je mehr, desto höher waren unsere Prämien. Mit regelmäßig knapp über einhundert Stück jährlich befand ich mich fast durchgehend unter den Top Ten. In der ersten Staffel hatte die Spitzenposition noch bei 80 Stück gelegen.

Im ersten Jahr wurden wir Rekruten einer strengen Ausbildung unterzogen. Am härtesten dabei erwies sich unsere vollständige Loslösung von den Sinnenbeglückern, die uns, wie ich im nachhinein sagen kann, in teuflischer Abhängig-

keit von ihren künstlich in uns erzeugten Sinneseindrük-
ken gehalten hatten. Diese unter die Schläfen implantierten
Chips bewirken vor allem bei den Volks-Menschen, wie ich
erst jetzt klar erkenne und mir eingestehe, eine beständige
Sucht, einen abwechslungsreichen Rausch, vor allem aber
eine jedes freie Denken und Handeln unterdrückende Läh-
mung, zumindest Betäubung. Unsere Ausbilder sprachen von
friedenserhaltender Volksbeglückung. Um unserer Mission
willen wurden alle Sinnenglücksimpulse, die uns ablenken
konnten, abgeschaltet, unser sexuelles Begehren jedoch ver-
dreifacht. Es fiel uns schwer, all den vielfältigen Visionen und
Empfindungen entsagen zu müssen, doch unsere heldenhafte
Aufgabe der Weltrettung verlangte uns dieses Opfer ab.

Untersuchungen hatten ergeben: Die Sinnenbeglücker
waren zwar nicht die einzige, aber doch eine der Hauptursa-
chen dafür, daß die Geburtenrate in so staatsgefährdendem
Maße gesunken war. Überaus zufrieden mit ihrem Leben,
verzichteten die Menschen gerne auf den Geschlechtsverkehr,
ja empfanden dies gar nicht als Verzicht. Eine vor Jahrzehn-
ten versuchte Anpassung der Beglücker durch Förderung des
sexuellen Triebs und Herabsenken der anderen Sinnenbe-
glückungen scheiterte kläglich, denn sie warf die Menschen
aus dem Gleichgewicht und förderte Unzufriedenheit und
Aggressivität. Anders als bei uns Rekruten, die wir ideale
Dispositionen mitbrachten und mit Wissen und Wollen an
dem Entzug arbeiteten, konnte die unfreiwillige und unge-
wünschte Umstellung beim Volk nicht gelingen. So erarbei-
tete die Regierung die Lösung mit den Befruchter-Staffeln.

Unsere Klientinnen, die wir nach Ablauf unserer einjährigen Ausbildung aufsuchten, waren junge Mädchen ab 16 bis hin zu 28jährigen Frauen, die man aufgrund des genetischen Materials, das sie zur Verfügung stellten, ausgesucht hatte. Offiziell wurden sie darüber informiert, daß sie vom Staat ausersehen seien, Kinder der Zukunft zu gebären. Für jeden Nachkommen, den die Frauen der Welt schenkten, wurden ihnen Vergünstigungen, Orden und eine erhöhte Glückszufuhr in Aussicht gestellt, und ab dem dritten Kind durften sie den Titel einer Edelbefruchteten tragen. Die meisten stimmten dem verlockenden Angebot freudig zu.

Nur ganz selten hatten eventuelle Partner der Frauen etwas gegen die Fremdbefruchtung einzuwenden. Immerhin profitierten auch sie von den Vorteilen, die ihre Partnerinnen erhielten, und deren kurzes Zusammensein mit einem der gutaussehenden Befruchter, das von wenigen Stunden bis zu maximal drei Tagen dauerte, störte nur geringfügig die Alltags-Gewohnheiten.

Gerne räume ich ein, daß die Erfüllung meiner Aufgaben und Pflichten mir großes Vergnügen bereitete. Natürlich meine ich damit nicht zuletzt die körperlichen Freuden. Doch fast ebensoviel bedeutete mir das Kennenlernen der unterschiedlichsten Mädchen und Frauen, die gemeinsamen Gespräche, die der vertrauensschaffenden Vorbereitung dienen sollten und zu diesem Zweck auch eingeplant waren. Das Gesprächsangebot nahmen die meisten von ihnen gerne in Anspruch, nur ganz wenige verzichteten darauf. Übrigens spielte Verliebtheit selten eine Rolle. Bei meinen Klientinnen

kam sie gelegentlich vor; etwa drei bis fünf Mal jährlich war es daher besonders schwierig für mich, die richtigen Antworten auf ihre gefühlsmäßigen Erwartungen zu finden. Selbstverständlich hatte unsere Ausbildung uns auch auf diese Situationen vorbereitet, dennoch erforderten sie von uns jedesmal von neuem ein besonderes Reaktionsvermögen. Wir selbst waren übrigens bestens trainiert, nicht dem Gefühl der Verliebtheit zu verfallen. Deshalb traten solche mißliebigen Zustände bei uns Befruchtern nur etwa alle zwei bis drei Jahre ein. Wir hatten uns dann sofort bei unserer Kommandatur zu melden und wurden einem mehrtägigen Gefühlswechsel-Marathon unterzogen, um die Verliebtheitsgefühle zu überwinden.

Und dann, vor gut drei Erdenjahren, kam ich, in Erfüllung meiner Pflichten, mit Alanea zusammen. Sie war, meinem Plan zufolge, die letzte Klientin vor einem längeren Urlaub, den ich auf der Paradiesstation zu verbringen gedachte.

Gleich zu Beginn unserer ersten Begegnung fiel mir auf, daß Alanea ein ungewöhnlicher Mensch war; die Gründe dafür erfuhr ich erst später.

Schnell stellte sich heraus, daß sie durch ein Versehen auf die von mir abzuarbeitende Liste geraten war. Da ich mich jedoch schon auf meinen Urlaub eingestellt hatte und mir daher eine — möglicherweise zeitraubende — Klärung dieser Angelegenheit bei der zuständigen Behörde ungelegen kam, da ich Alanea außerdem ungewöhnlich sympathisch fand und die Gespräche mit ihr mich fesselten, ließ ich die Sache auf sich beruhen und vermerkte — wahrheitswidrig — in meiner Liste einen vorgenommenen Befruchtungsversuch.

Immerhin führte ja auch sonst — trotz Zyklenberechnung — nicht jeder Versuch zum Erfolg, und obwohl in diesen Fällen Nachbesserung angeboten und in der Regel auch durchgeführt wurde, nahm doch nicht jede Frau das Wiederholungsangebot an. So konnte also auch der „Vorgang Alanea" unter die mißlungenen Versuche eingeordnet werden.

Was nun faszinierte mich so an diesem — gemessen an einer idealen weiblichen Körperform — eher unscheinbaren 24jährigen Mädchen? Ihr langes dunkelbraunes Haar mochte eine Rolle spielen, ebenso ihr spitzbübisches Gesicht mit den großen Augen, das immer zu einem Lächeln bereit zu sein schien. Oder lag es an der außergewöhnlichen Lebhaftigkeit ihrer Mimik, der Lebendigkeit des Blicks — Eigenschaften, die bei einem Volks-Menschen ganz selten nur anzutreffen waren? Ich glaube, vor allem die Wärme, die sie ausstrahlte, hatte es mir angetan, ein Wohlwollen, das ich nicht zu Unrecht auf mich bezog.

Ich muß gestehen, schon nach kurzem Zusammensein mit ihr verliebte ich mich in sie, und sehr bald entwickelte sich in mir ein großes Verlangen, bei ihr zu bleiben. Solch ein Gefühl hatte ich bisher nicht gekannt. Zwar war mir durchaus bewußt, daß ich ein schweres Dienstvergehen beging, wenn ich nichts dagegen unternahm, doch dachte ich nicht weiter darüber nach.

Alanea fragte mich vieles über meine Reisen und Erlebnisse, schließlich war ich von Berufs wegen weit herumgekommen. Ich berichtete ihr gerne, soweit ich meinen Verschwiegenheitseid damit nicht verletzte. Im Gegenzug erzählte sie mir

munter sowohl aus ihrem Alltagsleben in ihrer Allerweltsstadt wie auch aus ihrer bisherigen Biographie, und ich hing dabei wie gebannt an ihren Lippen. Früher einmal hatte sie für zwei Jahre in einer Raumkörper-Analysenstation gearbeitet, bis sie sich bei einem Sturz eine gefährliche Kopfverletzung zugezogen hatte, woraufhin sie fast ein Vierteljahr lang im Koma gelegen hatte. Aufgrund ihrer teuren Ausbildung hatte man ihr diese Zeit gewährt, und zum Glück war sie wenige Tage vor dem Abschalten der Lebenserhaltungssysteme erwacht. Sehr schnell hatte sie danach neue Kräfte gewonnen, aber eine Zeitlang ungewöhnlich lebhafte seelische Äußerungen an den Tag gelegt, die ihr die weitere Ausübung ihres anspruchsvollen Berufs unmöglich machten. Sie wurde daher auf der Marskolonie für einfachere Maschinenpflegearbeiten abgestellt. In ihrer Wohnstadt hatte sie sich bald mit Nachbarn angefreundet, die überwiegend Facharbeiter waren.

Die Gespräche mit Alanea fanden überwiegend in ihrem kargen Wohnraum statt, der als Möbel nur wenige Sitzwülste und Schränke, immerhin aber eine Echtholztruhe enthielt, und an dessen mattsilbern schimmernden Wänden nicht der übliche animierte Schnickschnack hing, wohl ein antikes Foto von einem grünen Erdental, auf dem man lebendige Wälder sah. Gute, alte Zeit.

Einmal führte Alanea mich durch die künstlich beleuchteten Straßen der öden Stadt mit ihren quaderförmigen Unterkünften, über uns der simulierte blaue Himmel, von dem doch alle wußten, daß er nicht echt war, befanden wir uns doch tausende von Metern unter der Mars-Oberfläche.

Wie viele solcher gleichförmigen Städte und Straßen hatte ich schon gesehen. Und wie anders, um wie vieles prächtiger und abwechslungsreicher waren die Bezirks-Hauptstädte gestaltet, ganz zu schweigen von Novalis, der Regierungszentralstadt, die ich allerdings erst einmal zu Gesicht bekommen hatte.



Werner Szendi „Red Planet" 

Alanea stellte mich übrigens auch einem befreundeten Paar vor. Ich weiß nicht, woran es lag, aber irgendwie hatten auch diese beiden etwas Besonderes an sich, das sicher nicht nur mit ihren wachen Blicken oder ihrem irgendwie gehobenen Verhalten zusammenhing; fast möchte ich behaupten, von ihnen ging eine außergewöhnliche Ausstrahlung aus.

Als nach den drei Tagen unseres Zusammenseins der Zeitpunkt kam, Abschied zu nehmen, fragte ich Alanea — und mich selbst überraschte meine Kühnheit —, ob sie mich in den Urlaub begleiten mochte. Ich sehnte mich danach, mit ihr zusammen zu bleiben. Sie zögerte zunächst und sagte dann ja, un-

erwartet und doch erhofft. Hätte sie abgelehnt, so hätte ich vermutlich auf die Reise verzichtet und wäre, wenn sie einverstanden gewesen wäre, bei ihr in der kargen Stadt geblieben.

Mit einer Klientin eine Beziehung einzugehen, die über die notwendige Zeit des Befruchtungsaktes und dessen Vor- und Nachbereitung hinausging, war uns strengstens untersagt, da dies unseren Auftrag gefährdete. In meiner ganzen Laufbahn hatte ich von einem einzigen derartigen Fall gehört. Der Gesetzesbrecher soll in eine Strafkolonie versetzt worden und dort nach wenigen Jahren gestorben sein.

In der Hochstimmung, in der ich mich zur Zeit befand, schätzte ich mein Risiko nicht als besonders groß ein. Denn im Urlaub durften wir, unter gewissen Voraussetzungen, durchaus sexuelle Kontakte pflegen, die allerdings bei erneutem Dienstantritt beendet sein mußten. Das Wichtigste war, daß derartige Verhältnisse oberflächlich zu bleiben hatten und keineswegs in eine Liebesbeziehung münden durften. Nur eine Ausnahme gab es davon: Wenn unser zwölfjähriger Dienst ohnehin in ein bis zwei Mondzeiten abgeleistet sein würde, drückte die Obrigkeit ein Auge zu.

Selbst falls ich auf der Paradiesstation einem Kollegen oder gar Vorgesetzten begegnen würde, so wußte doch niemand, daß es sich bei Alanea um eine Klientin handelte. Von den üblichen der dort zahlreichen Kurtisanen unterschied sie sich zwar äußerlich, aber es gab eben auch Liebesdienerinnen für besondere Geschmäcker.

Zum Paradies hatte jedermann freien Zugang. Im allgemeinen konnten sich jedoch nur Angehörige der Oberschicht

einen Urlaub an diesem exquisiten Ort leisten. Aufgrund der weniger benebelnden Einstellung ihrer Sinnenbeglücker bereitete ihnen ein Aufenthalt in der Station ein erheblich größeres Vergnügen als den gewöhnlichen Volks-Menschen. Um Alaneas Herkunft aus dem Volk zu verschleiern, schenkte ich ihr einige gehobene Gewänder.

Der Urlaub wurde ein Traum: Noch nie in meinem Leben hatte ich mich derartig wohl gefühlt. Das lag an der Station, sicher, mehr aber noch an Alanea.

Anders als die üblichen Raumstationen hatte das Paradies gigantische Ausmaße, die sogar die unserer 300 riesigen Kolonie-Frachter übertrafen. Regelmäßig beherbergte es bis zu 60.000 Gäste. Die Station hatte die Form von zwei dicken Ringen, von denen der eine beständig um seinen eigenen Mittelpunkt kreiste, wodurch die entstehende Zentrifugalkraft der Schwerelosigkeit entgegenwirkte und einen Ersatz für die Schwerkraft bildete, während der andere Ring, der senkrecht zum ersten stand und durch dessen Mittelpunkt ging, gleichsam an diesem befestigt um ihn herum schwang, so daß der eine Teil von Ring Zwei keine, der andere aber der Erdanziehung entsprechende „Gravitationskräfte" entwickelte. Zwischen beiden Ringen verkehrten pausenlos Raumfähren.

Ring Eins mit den gleichmäßigen Anziehungskräften beherbergte neben den Schlafunterkünften und den Speisesälen vor allem Entspannung- und Vergnügungseinrichtungen der unterschiedlichsten Art, wohingegen Ring Zwei, in dem sich Bereiche der Schwerelosigkeit befanden, eher den Abenteuerurlaubern und Aktivsportlern vorbehalten blieb.

Doch Erlebnisse wie der „Sturz in die Schwere“ waren nicht das, was Alanea und ich uns als begehrenswert vorstellten. Auch das „1/4-G-Golfen“ entsprach nicht so recht unserem Geschmack; wir überließen es lieber den Senioren, sich in diesem Bereich zu tummeln.

Was uns beiden allerdings größtes Vergnügen bereitete, war das Tauchwasser im Schwerelos-Bereich. Durch den stabilen Osmose-Trennschaum, der das Wasser in Form einer gewaltigen Kugel zusammenhielt, so daß es nicht in alle Richtungen davonfliegen konnte, schwebten wir unbekleidet in das warme Naß hinein und bewegten uns Hand in Hand zwischen den überall perlenden Riesenluftblasen hindurch.



Achim Fromm „Alanea“

Sobald wir Atem holen mußten, ließen wir uns in eine der Blasen gleiten. Alanea lachte und jauchzte dabei jedesmal wie ein kleines Kind. Eigenartig, wie wenig ihr Sinnenbeglücker sie von Freuden aus der Außenwelt ablenkte. Vielleicht hing das mit ihrem früheren anspruchsvollen Beruf zusammen.

Im Zentrum der Wasserkugel schwebte die größte Luftblase, bekannt als Liebesparadies, da ein vor allem von Liebespaaren bevorzugter Aufenthaltsort. Man wird es kaum glauben, doch hier erst küßten Alanea und ich uns zum erstenmal. Ich begehrte mehr von ihr, sie aber wehrte sanft ab. Ihr Verhalten verstand ich nicht, da wir beide so gut miteinander zurechtkamen, doch weil ich sie so sehr mochte — und täglich wurde mein Verlangen, mit ihr zusammen zu bleiben, größer —, unterließ ich es, sie zu bedrängen.

Fast täglich suchten wir das Liebesparadies auf, aber jedesmal lehnte Alanea weitergehende Zärtlichkeiten ab, wobei sie mich flehend anblickte. Eines Abends, als wir uns zu Bett begaben, fragte ich sie deshalb, wie ich mir ihre ungewöhnliche Abweisung erklären solle, die so gar nicht zu einer Frau ihres Alters passe, zumal wir uns doch zweifelsfrei liebten. Sie sagte nur, wieder mit einem flehenden Ausdruck ihrer Augen: „Bitte, laß uns eine schöne, eine unvergeßliche Zeit hier verbringen. Vielleicht wird die Zukunft es richten."

„Aber was ist denn bloß los mit dir? Was hindert dich, daß wir uns einander ganz hingeben?" Mit ihr zu schlafen bedeutete für mich unendlich viel mehr als die im Rahmen meines Berufs erlebte körperliche Lust.

Doch sie entgegnete nur: „Ich bitte dich: Frag mich nicht."

Trotz dieser ihrer mir unverständlichen Haltung verbrachten wir wunderbare Tage auf der Station. Besonders gerne hielten wir uns im „Red-Bereich“ auf, wo Landschaften der guten, alten Erde nachgebildet waren. In der Schule schon hatte man uns viele Geschichten von unserem Herkunftsplaneten erzählt, von der Verseuchung ganzer fruchtbarer Kontinente, vom Rückzug der verbliebenen Menschheit auf eine große Insel, die man einstmals Grönland genannt hatte.

Hier auf der Station spazierten wir durch Parks, schlenderten Hand in Hand unter Palmen einen Strand entlang und setzten uns nebeneinander an ein Flußufer, wo ich meinen Arm um Alanea legte. Das immerhin duldete sie, nein, sie genoß es.

Doch dann, gegen Ende des Urlaubs, begegneten wir auf dem Weg zu unserem Schlafraum diesem Mann. Alanea wandte sich, um von ihm nicht erkannt zu werden, zur Seite und bückte sich zu Boden, als hätte sie etwas fallen lassen. Zum Glück schätzte ich die Lage sofort richtig ein und stellte mich so hin, daß dieser Mann nicht ihr Gesicht erkennen konnte. Arglos ging er vorbei — zumindest schien es uns so.

„Wer war das? Weshalb fürchtest du ihn?“ fragte ich Alanea, als wir endlich unsere Unterkunft erreicht hatten. Tatsächlich hatte sie sich auf dem letzten Wegstück immer wieder ängstlich umgeschaut.

„Wenn er mich entdeckt, ist es aus mit uns. Um mich selbst mache ich mir am wenigsten Sorgen, ich rechne unentwegt damit, erkannt zu werden. Aber du schwebst in derselben

Gefahr wie ich, weil wir zusammen sind.“ Dann blickte sie mir eindringlich in die Augen und schwieg.

„Sag bitte endlich, worum es hier geht!“ fuhr ich sie mit sorgenvoller Ungeduld an.

„Er ist ein Aufspürer.“ Das waren ihre einzigen Worte.

Ich erschrak. Ein Aufspürer. Man hörte immer wieder von ihnen, meist gerüchteweise. Ich selbst war bisher noch keinem begegnet, jedenfalls hatte ich noch keinen zur Kenntnis genommen. Soviel ich wußte, spürten sie Gesetzesbrecher auf, aber nicht wegen kleinerer Delikte, sondern in Fällen wie Massenmord oder Staatsverrat. Dann aber stellten sie zäh mit aller nur möglichen nachrichtendienstlichen Technik ihren Opfer nach, oft über Jahre hin, und häufig waren ihre Jagden von Erfolg gekrönt. Alanea mußte also ein überaus schweres Verbrechen begangen haben, oder — ein Hoffnungsschimmer — sie wurde — oder fühlte sich — irrtümlicherweise verfolgt.

„Aber woher …? Seid Ihr Euch früher einmal … begegnet?“ stammelte ich.

„Nein, aber an den drei Muttermalen auf dem linken Ohrläppchen erkenne ich ihn als Aufspürer. Dieses Zeichen ist der Allgemeinheit nicht bekannt.“

„Und … was hast du … getan?“ Fragend und bittend sah ich sie an.

Da öffnete sie ihre Hüfttasche und zog einen handgroßen Gegenstand hervor, den sie mir reichte. „Nimm und sieh. Es war illusorisch von mir zu glauben, ich könnte dich heraushalten.“ Mit trauriger Stimme fügte sie leise hinzu: „Ich hätte

entsagen müssen. Aber ich hatte gehofft, dich überzeugen zu können, bei der richtigen Gelegenheit. Und unsere Liebe … und wir hätten dann …“ Ihre Stimme versagte.

Ganz verwirrt nahm ich das Teil entgegen, beachtete es aber nicht weiter, sondern nahm Alanea in die Arme, um sie zu trösten.

„Was auch immer es sein mag, weshalb du verfolgt wirst: Ich halte zu dir. Ich denke, ich weiß jetzt, daß wir zusammengehören. Vertraue mir. Und … und wenn ich mit dir gemeinsam fliehen müßte.“ In diesem Augenblick glaubte ich allerdings noch nicht ernsthaft an die Notwendigkeit einer Flucht.

Alanea hatte ihre Haltung zurückgewonnen. „Sieh es dir an“, deutete sie auf den Gegenstand.

Ich hatte keine Ahnung, was das war.

„Ein Buch“, klärte Alanea mich auf.

Das half mir nicht weiter. Noch nie hatte ich etwas von einem Buch gehört.

„Der Besitz von Büchern ist seit dreißig Jahren strengstens verboten und wird schwer bestraft. Dieses Verbot wurde jedoch niemals öffentlich bekanntgegeben, um nicht etwa den ‚Appetit‘ am Verbotenen zu wecken. Schon lange vor dem Verbot wurden die Bücher nach und nach vernichtet und allmählich vollständig totgeschwiegen, gleichzeitig wurden die Schüler immer weniger und schließlich überhaupt nicht mehr im Lesen und Schreiben unterrichtet. An die Stelle der Schrift traten Koordinaten und Listen-Symbole.“

Lesen? Schreiben? Schrift? Ich verstand immer weniger.

Alanea erläuterte mir die einzelnen Begriffe.

„Und weshalb das Totschweigen? Das Verbot? Was soll denn schlimm daran sein, wenn Menschen Bücher lesen?“

„Ganz einfach: Bücher enthalten Wissen, und Wissen bedeutet Macht. Das gefiel der Weltregierung nicht, denn sie sah die Gefahr, daß mit Hilfe des Wissens die bestehenden Machtverhältnisse verändert werden. Die Regierung wollte diese aber für immer befestigen und auf dem damaligen Stand einfrieren.“

„Woher … woher hast du nur alle diese Gedanken, woher weißt du das alles?“

„Ich weiß es eben“, antwortete Alanea etwas patzig. Doch dann schien es ihr leid zu tun, und sie fügte leise hinzu: „Sei mir bitte nicht böse, aber ich denke, jetzt ist nicht der richtige Moment, es dir zu offenbaren. Du … oder vielmehr: die Zeit ist noch nicht reif dafür.“

„Und wann, bitte sehr, ist sie reif genug?“ Diese Geheimnistuerei regte mich auf. Ich wollte ihr doch wirklich nur helfen! Daher sagte ich eindringlich: „Ich will dir doch wirklich nur helfen! Merkst du nicht, daß ich dich liebe?“

„Ich dich auch“, sagte sie und sah mich voll Zärtlichkeit an. Dann begann sie, ihre wenigen Sachen zu packen. „Hier und jetzt ist leider keine Zeit für weitere Erläuterungen. Du bist dir also sicher, mit mir zusammenbleiben zu wollen? Das bedeutet für dich, daß du alles verlassen mußt. Noch hättest du die Chance, aus der Angelegenheit ohne Schaden herauszukommen. Falls der Aufspürer gar nicht mich gemeint hat. Oder falls du eine dich entlastende Erklärung für das Zusammensein mit mir findest“. Ich wehrte ab und bestand darauf,

bei ihr zu bleiben. Alanea fiel mir um den Hals, löste sich aber sofort wieder von mir. „Wir müssen uns beeilen und in aller Kürze die Station verlassen, selbst wenn ‚er' mich heute noch nicht erkannt haben sollte", sagte sie. Auch ich raffte daher schnell meine Habseligkeiten zusammen.

Kurz darauf befanden wir uns in einer Raumfähre.

Natürlich würde es einem Aufspürer nicht schwer fallen, unseren Spuren zu folgen, den persönlichen Daten, die wir in allen Raum-Transportern zu hinterlassen hatten. Erst auf einem Planeten — falls wir nicht bei der Ankunft schon abgefangen würden — könnten wir zu Fuß oder mittels eines Kleinfahrzeugs verschwinden, ohne Spuren zu hinterlassen.

Doch Alanea enttäuschte mich in dieser Hoffnung. „Auf diese Weise hätten wir keine Chance. In allen menschlichen Einrichtungen sind Datenlesegeräte angebracht, die unsere Identität auslesen."

„Wie? Tatsächlich?" Woher wußte sie das nur wieder? „Und wenn wir unsere Identkarten wegwerfen?" sprach ich einen rettenden Gedanken aus.

„Das nützt leider gar nichts. Die Sinnenbeglücker verraten den Aufenthalt jedes einzelnen Menschen, selbst in großer Entfernung."

Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Wenn das stimmte, was sie da sagte — und sie sagte es mit großer Bestimmtheit —, dann beobachtete man uns also ständig. Uns, die wir doch alle frei waren, wenn auch die Oberschichtpersonen mehr Wertgrade besaßen als die Volks-Menschen. Warum hatte niemand die Öffentlichkeit über die Dauer-Beobach-

tung aufgeklärt? Nicht einmal uns Befruchter, die wir doch staatlich beauftragte Helden waren? Jetzt war ich ratlos.

Wir saßen in einer Zweier-Kabine und konnten somit ungestört miteinander reden. Durch die Glaswände, die wir nicht verdunkelt hatten, sahen wir ringsum unsere Kabinennachbarn. Mir fiel auf, daß Alanea sie, seit wir uns hier niedergelassen hatten, aufmerksam beobachtete. Ich betrachtete ihr Gesicht, in dem sich ihre Hilflosigkeit widerspiegelte, in dem ich aber gleichzeitig auch Anflüge von Hoffnung zu erkennen glaubte.

Auf einmal schlug ihre Stimmung um. „Es gibt keinen Grund, den Mut zu verlieren." Ihre Stimme klang gelöst, fast fröhlich. „Wollen wir nicht einfach den Herrn von dort hinten, am Ende des Ganges, zu uns hereinbitten?" Und erklärend fügte sie hinzu: „Ich bin mir fast sicher, daß er uns helfen kann."

Dieser ältere Herr in seiner dunklen Kleidung war mir bereits aufgefallen, weil er, offenbar in Gedanken, spielerisch immer wieder seine Zeigefinger kreuzte — eine seltene Angewohnheit, die ich gelegentlich auf meinen Reisen schon bei dem einen oder anderen gesehen hatte. Alanea winkte zu seiner Kabine hinüber und legte dann, wie zufällig, auch ihre beiden Zeigefinger kreuzweise übereinander. Sofort erhob er sich, wobei er uns dezent zulächelte, kam gemessenen Schrittes zu uns herüber und betrat die Kabine durch die Osmose-Wand, die Alanea freigeschaltet hatte.

„Hilfe von oben", grüßte der Mann. Und Alanea erwiderte: „Hilfe von oben." „Und er?" fragte er. „Vom Boden aufstre-

bend“, lautete die Antwort. Das alles spielte sich so schnell und leise ab, daß ich mit Sicherheit nicht hätte folgen können, wenn ich nicht über meine hervorragenden genetischen Dispositionen verfügt und eine großartige Ausbildung genossen hätte. Ein normaler Volks-Mensch hätte diesen Dialog nicht einmal mitbekommen.

Was nur spielte sich hier ab? Ich war gänzlich verwirrt.

„Mein Name ist Bisch. Bisch Off“, stellte der Herr sich uns vor und nahm dann, nachdem auch wir unsere Namen genannt hatten, uns gegenüber Platz.

„Haben Sie Ihr Werkzeug dabei?“ fragte Alanea ihn, nachdem sie die Wände hatte undurchsichtig werden lassen.

Herr Off klopfte auf seine Hüfttasche, und Alanea stieß einen Seufzer der Erleichterung aus.

„Weiß er schon?“ wandte Herr Off sich an sie.

„Nein“, sagte sie kurz.

„Wir sollten vorsichtig sein“, sprach er blitzschnell. Doch ich verstand es.

„Bitte, Herr Off, helfen Sie uns. Wir sind in einer Notlage!“ sprach sie flehentlich. Und dann schilderte sie ihm in knappen Worten unsere gegenwärtige Situation. Es erstaunte mich, welch großes Vertrauen sie diesem uns unbekannten Mann entgegenbrachte.

„Sie werden verstehen,“ wandte er sich an mich, „daß ich mißtrauisch sein muß, besonders gegenüber einem Staatsdiener. Ich sehe mich daher gezwungen, gewisse Vorsichtsmaßnahmen zu ergreifen — Ihnen beiden gegenüber. Wenn Sie es ehrlich meinen, werden Sie auf meinen Vorschlag eingehen.

Wir werden einen Ort aufsuchen, wo uns, anders als hier, genügend Zeit zur Verfügung steht, um uns über verschiedene Dinge im klaren zu werden, sowohl Sie wie auch ich, und erforderlichenfalls Hilfsmaßnahmen zu ergreifen. Sie beide werden nicht wissen, wo dieser Ort ist. Erlauben Sie, daß ich einen winzigen Chip an Ihrer Kopfhaut befestige?“

Alanea nickte voller Hoffnung, und ich stimmte auch zu, mehr im Vertrauen auf Alanea als auf Herrn Off, dessen Worte mich noch mehr verwirrt hatten.

Als ich mein Bewußtsein wiedererlangte, befanden wir drei uns in einem mit Sitzmöbeln ausgestatteten hellen Raum. Oder vielmehr: Das Bewußtsein hatten Alanea und ich die ganze Zeit über nicht verloren, sondern die Chips hatten bewirkt, daß nachträglich unser Gedächtnis seit dem Zeitpunkt ihrer Anbringung ausgelöscht wurde. Außerdem hatten sie, wie Herr Off uns jetzt erzählte, unsere Identität verschleiert und es damit etwaigen Verfolgern unmöglich gemacht, uns anhand unserer Ident-Daten aufzuspüren. Jetzt befanden wir uns, wie wir weiter erfuhren, hinter dicken Schutzwänden, die verhinderten, daß wir von außen ausgelesen werden konnten. Andererseits wären wir ohne Herrn Offs Hilfe nicht imstande gewesen, diese Örtlichkeit zu verlassen, und wußten nicht, wo wir uns befanden, ob auf einer Raumstation oder einem Planeten. So konnte auch Herr Off zunächst sicher gehen, daß wir, falls wir etwa Aufspürer sein sollten, nicht in der Lage wären, Informationen über ihn oder über diesen geheimen Ort nach außen zu geben. Wenn ich auch beunruhigt war, was nun geschehen würde, schien mir

doch immerhin sicher zu sein, daß wir den Aufspürer aus dem Paradies abgeschüttelt hätten.

Es folgte eine Befragung. Während Herr Off schon nach wenigen Auskünften Alaneas erklärte, ihr zu vertrauen, stand ich ihm lange Rede und Antwort. Ich vermute, daß er den Wahrheitsgehalt meiner Aussagen und die Ehrlichkeit meiner Rede zusätzlich mit technischer Hilfe prüfte, wenn ich auch keine derartigen Gerätschaften in diesem Raum, der mir am ehesten Teil einer Wohnunterkunft zu sein schien, entdeckte.

Endlich schien Herr Off zufrieden zu sein. Offenbar hatte er festgestellt, daß wir keineswegs Spione waren und daß ich keine Absicht hatte, ihn und die Seinen, wer auch immer das sein mochte, zu verraten, vielmehr um Alaneas willen bereit und entschlossen war, meiner Vergangenheit als Staatsheld den Rücken zu kehren.

„Haben Sie schon einmal etwas von den Aussätzigen gehört?“ fragte er mich, als er uns Wasser mit Anisgeschmack in Zinnkrügen reichte.

„Ja, während meiner Ausbildung. Sie sind, erzählte man, behaftet mit einer ansteckenden Krankheit, die unheilbar ist, und deshalb verpflichtet, abseits der anderen Menschen zu leben. Keiner weiß genau, wohin sie sich zurückziehen. Wenn sie es dennoch wagen, sich in Menschensiedlungen blicken zu lassen, werden sie mit strengen Strafen belegt.“

„Sie werden sofort getötet“, korrigierte Herr Off mich. „Vorausgesetzt, man erkennt sie als Aussätzige.“

„Weshalb sollte man sie nicht erkennen? Die Krankheit kennzeichnet sie doch?“

„So? Haben Sie denn erkannt, daß Alanea eine Aussätzige ist? Und daß ich ebenfalls an dieser Krankheit leide?“

„Aber das ist unmöglich. Alanea … ist gesund. Das bist du doch, oder?“ Erschrocken blickte ich sie an.

„Vielleicht macht die Krankheit sich auf andere Weise bemerkbar. Ist Ihnen nicht aufgefallen, daß Ihre Freundin anders ist als die Menschen, die Sie normalerweise kennen?“ Mir schien, Herr Off redete doppeldeutig.

Alanea nahm mich bei der Hand. „Sei unbesorgt“, sagte sie in beruhigendem Ton. „Ich bin nicht krank, und Herr Off ist es ebensowenig. Die sogenannte Krankheit ist eine Lüge.“

„Aber er sprach doch von deinem Anderssein“, wandte ich, halb noch zweifelnd, ein.

„Liebchen, wir sind anders, weil wir frei sind. Frei von der Beeinflussung durch die Sinnenbeglücker, von ihren Manipulationen, von ihrer Suchterzeugung. Es ist uns gelungen, sie auszuschalten.“

Jetzt fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Daher also ihre Lebendigkeit, ihr wacher Blick! Aber was steckte hinter dieser Aussätzigen-Bewegung? Warum wurden ihre Anhänger verfolgt? Und weshalb belog die Regierung sogar uns Staatsdiener?

Ich überschüttete Herrn Off und Alanea mit Fragen.

„Jeder von uns ist auf seine eigene Weise ‚Aussätziger‘ geworden“, erläuterte sie. „Ich erzählte dir doch von meinem Unfall und der Kopfverletzung. Dabei wurde mein Sinnenbeglücker so sehr beschädigt, daß er mich kaum mehr mit künstlichen Sinnenimpulsen versorgte. Anscheinend meldete

der Chip aber weiterhin nach außen, er sei intakt, so daß er nicht instandgesetzt oder ausgetauscht wurde. Mein ungewöhnliches Verhalten in der Zeit nach dem Erwachen aus dem Koma war auf den Entzug zurückzuführen. Ich glaube, du kannst das nachvollziehen, denn du hast ähnliches durchgemacht, wenn auch freiwillig, kontrolliert und im Dienst einer Sache, die ich nicht billigen kann, die ‚wir' als würdelos empfinden. Bis jetzt schwieg ich dazu." Zum erstenmal seit unserem Kennenlernen hörte ich Kritik von Alanea, die ich — noch — nicht verstand. Sie fuhr mit ihrem Bericht fort: „Danach stellte ich fest, daß ich — gänzlich ungewohnt für mich — freier denken konnte. Ich erzählte jedoch niemandem etwas davon, weil ich nicht wieder in den alten Zustand zurückversetzt werden wollte. Und dann begegnete ich auf einem Flug einer älteren Dame, die mir durch ihren wachen Gesichtsausdruck auffiel und die auch bei mir gleich erfaßte, daß ich anders war als die meisten anderen. Bei dieser Frau handelte es sich — wie du natürlich sofort erahnst — um eine ‚Aussätzige'. Von ihr erfuhr ich, bei unseren anschließenden regelmäßigen Treffen, nach und nach vieles über die Bewegung, und schloß mich ihr dann an. Übrigens: meine Freunde vom Mars, die ich dir vorstellte, hatte ich erst vor kurzem als Anhänger der ‚Aussätzigen' geworben."

Noch immer wußte ich nicht, was es mit diesen „Aussätzigen" auf sich hatte. Sahen sie sich als Armee zur Befreiung der Volks-Menschen? Oder was war letztlich ihr Ziel?

⁎

Drei Jahre später, auf der Erde. Der Abschied von Alanea fiel mir schwer, zumal sie hochschwanger war. Aber ich hatte meine Aufgabe zu erfüllen, und wenn alles gut ginge, würde ich nach Ablauf einer Mondphase wieder zurück sein.

An Bord eines Rohstoff-Frachters verließ ich den Heimatplaneten. Der Spediteur gehörte zu uns, daher stellten interplanetare Flüge für uns kein Problem dar.

Es war bereits mein dritter Missionsflug. Auch auf dieser Reise hoffte ich, weitere Anhänger zu gewinnen.

In den letzten Jahren war die geheime Kolonie auf der Erde beträchtlich angewachsen. Hier vermutete uns so schnell niemand, hier auf dem ehemals „Europa" und jetzt von uns „Hoffnung" genannten Kontinent. Denn die Umwelt war immer noch verseucht, und jeder, der hier lebte, nahm eine deutlich verkürzte Lebensdauer in Kauf. Aber dafür waren wir frei. Selbst wenn man uns hier suchen würde, würde man doch nicht so leicht unsere Höhlendörfer entdecken. Und den gesamten Kontinent einfach durch Waffen zu zerstören, konnte man sich nicht leisten, zu viele Rohstoffe würde man dadurch vernichten.

Tausende von uns reisen mit deaktivierten Sinnenbeglükkern und veränderten Ident-Daten durch den Raum, immer in dem Bemühen, auch die anderen Menschen zu befreien, unabhängig davon, ob sie der Oberschicht oder dem Volk entstammen. Viele von uns leben auf Dauer in den Raum-Kolonien, um dort an Ort und Stelle Anhänger zu gewinnen, wie auch Alanea es bisher getan hatte — bis sie mich kennenlernte und wir heirateten.

Wir werden verfolgt, weil wir Bücher besitzen und lesen. Wir werden verfolgt, weil wir frei sein wollen und damit den Anspruch des Staats auf Alleinherrschaft in Frage stellen. Wir werden verfolgt, weil wir einer höheren Macht als der menschlichen vertrauen. Seit vielen Jahrtausenden werden wir verfolgt, Kultur um Kultur ging unter, doch wir überlebten. So werden wir auch diese untergehende Kultur überdauern, als Christen.

DER PROFI

Nachdem wir auch auf den letzen Brief mit dem Angebot von 100.000 Euro nicht reagiert hatten, wurde es täglich schlimmer. Vorgestern zerstachen sie die Autoreifen, gestern warfen sie unsere Wohnzimmerscheibe mit einem Ziegelstein ein, und heute morgen brannte unser Rasen. Zum Glück konnte ich mit einem Feuerlöscher die Flammen ersticken, das Haus wurde nicht beschädigt. Auf einem Zettel im Briefkasten fanden wir die Warnung: „Drei Tage Ruhe sind. Dann großes Unglück passieren, wenn ‚es' nicht vorher übergeben wird. ‚Es' immer bei Spaziergängen dabei haben, wir es dann irgendwann tauschen gegen 150.000 Euro. Keine Polizei einschalten!"

Schon seit Tagen vermuteten wir, daß diese Leute das Buch mit den Letztschriften haben wollten, und es wurde uns immer mehr zur Gewißheit. Seltsam, daß sie es nie direkt aussprachen, sondern in ihren Mitteilungen umschrieben.

Wer nur waren diese Menschen, und was bedeutete ihnen dieses Buch? Um den literarischen oder künstlerischen Wert der Schriften ging es ihnen wohl kaum. Gut, vielleicht würden Sammler oder Museen viel Geld für die Handschrift bezahlen. Warum traten „sie" nicht offen an uns heran und kauften uns das Buch einfach ab? Wir hätten uns sicher über den Preis geeinigt. Oder dachten sie, wir würden es nicht verkaufen? Jetzt, unter diesen neuen Umständen, waren wir,

wohl aus Trotz und Neugierde, tatsächlich nicht mehr bereit, das Buch herzugeben.

Moni kannte von früher her einen Kriminalbeamten, Horst, der mit ihr dieselbe Schule besucht hatte. Nachdem sie ihn heute morgen — er wohnt nicht weit von uns entfernt — über alles informiert hatte, besuchte er uns noch an diesem Nachmittag, und zwar in eindeutiger Freizeitkleidung, damit niemand einen Polizisten in ihm vermuten sollte.

Als er unser Haus betrat, wollte ich ihm gerade meine neuesten Überlegungen mitteilen, da signalisierte er uns zu schweigen. Dann zog er ein kleines Gerät aus der Hosentasche und ging damit durch sämtliche Räume, immer wieder einen Blick auf das handgroße Kästchen werfend. Er bedeutete uns, weiterhin nicht zu reden, und winkte uns schließlich, mit ihm das Haus zu verlassen.

Erst als wir in seinem Kleinwagen einige Häuserblocks weit gefahren waren, öffnete Horst den Mund: „Alles verwanzt bei Euch, in jedem Raum. Da waren Profis am Werk."

Moni und ich sahen uns ungläubig an. „Verwanzt?" fragte ich schließlich dumm. „Von den Einbrechern?"

„Hm!" Es dauerte, ehe seine Antwort kam. „Schwer zu sagen." Das klang bedeutungsvoll. „Die Einbrecher waren sicher auch keine Kleingauner. Aber sie haben deutliche Spuren ihrer Einbrüche hinterlassen. Nein, nein, ich denke eher, es war eine andere Gruppe. Einige Stufen höher. Möglicherweise … ein Geheimdienst."

Uns schwindelte. Ob es hier etwa um Spionage oder ähnliches ging, fragte ich mich.

Horst ergänzte seine Feststellungen: „Vielleicht geht es hier um Spionage oder ähnliches.“ Seine Stimme klang zufrieden. Pause. „Hm!“ Wieder der bedeutungsschwere Tonfall. „Kann ich das Buch mal sehen?“

Er hielt den Wagen am Straßenrand an, schaute — zum wiederholten Mal — vorsorglich in den Rückspiegel (eventuell wurden wir ja verfolgt), zog sich dann Gummihandschuhe an und nahm vorsichtig das Buch entgegen, das Moni in ihrer großen Handtasche mitgenommen hatte. Zunächst betrachtete er es von allen Seiten — erneuter Blick in den Rückspiegel —, dann öffnete er es ganz behutsam, blätterte hin und her — Blick in den Rückspiegel —, schloß es wieder, klopfte daran, schüttelte es — Blick in den Rückspiegel — und gab es Moni zurück. „Hm … kann daran nicht viel erkennen. Normales altes Buch, oder? Originale Handschrift.“

Ich muß gestehen, daß diese geniale Feststellung mich ärgerte.

Er brachte uns wieder nach Hause. „Kann Euch leider nicht helfen. Ich horche mal etwas herum, vielleicht höre ich was“, verabschiedete er sich, stieg ein und fuhr davon.

Ich sah in Monis Gesicht, daß sie das Gleiche dachte wie ich.

„Hier, nimm das Buch und geh schon mal ins Haus. Auf den Schreck hin hole ich uns eine Flasche Wein.“

Sie ging los. Das Geschäft lag nur hundert Meter entfernt von hier. Gerade wandte ich mich zur Haustür, da sah ich den schwarzen Mercedes um die Straßenecke biegen.

Der Wagen fuhr ganz langsam. Das kam mir seltsam vor. Ich reagierte eine Sekunde zu spät. Gerade als ich Moni

zurufen wollte, schnell wegzulaufen, zerrten die Männer sie schon ins Auto hinein und rasten davon. Nicht einmal das Nummernschild konnte ich erkennen, und Zeugen gab es nicht.

Ich rannte ins Haus hinein, um die Polizei anzurufen. Am Telefon klebte ein Blatt, darauf stand in fetten Lettern: „Sobald Sie die Polizei verständigen, stirbt Ihre Frau. Warten Sie auf unsere Mitteilung."

Aus Sorge um Moni ließ ich die Polizei aus dem Spiel. Ich konnte heute unmöglich schlafen und wartete die ganze Zeit auf den Anruf. Natürlich sollten „sie" das Buch bekommen, das war doch jetzt keine Frage mehr, Hauptsache, Moni geschah nichts.

Von jetzt an hatte ich viel Zeit. So beschloß ich, den Text meines Onkels zu Ende zu lesen.

Sechste Letztschrift

WOLFSKINDER

Hier sitze ich nun, hier oben auf dem Hügel, und bin ganz traurig. Hinter mir befindet sich der Eingang zur Bibliothekshöhle, in der mein Zwillingsbruder und ich uns notdürftig eingerichtet haben. Über der Feuerstelle brät er gerade Fische. Ich nenne ihn Brüderchen, so wie er mich Schwesterchen nennt. Die Namen, die die Erwachsenen uns gegeben haben, als sie uns unten unserer Mutter, der Wölfin, weggenommen haben, die verwenden wir beide nicht.

Da ganz ganz weit hinten, in der Ferne, da sehen wir nachts, bei gutem Wetter, die Lichter der Großen Stadt.

Ich glaube nicht, daß sie noch einmal hierher kommen werden, die „Wissenschaftler", wie sie sich nennen. Sechs Mal war jetzt schon Vollmond, und keinen von ihnen haben wir seit dieser langen Zeit gesehen. Sie wissen ja auch nicht, daß wir hierhin geflohen sind. Sicher haben sie uns schon vergessen.

Hier sind wir aufgewachsen. Anfangs nicht auf dem Hügel, sondern unten im Wald. Hier oben hin haben sie uns erst gebracht, als sie uns von unserer Mutter wegnahmen und das „Experiment in die entscheidende Phase bringen wollten", wie sie sagten. Verstanden haben wir nicht, was sie damit meinten.

Gerne wüßten wir beide, wie alt genau wir sind. Dreizehn Jahre? Oder schon vierzehn? Ich möchte das, was ich hier



Ulrike Bosselmann „Wolfskinder“ (Ausschnitt)

schreibe, zu Ende bringen, ehe wir zu erwachsen werden. Und dann möglicherweise sogar werden wie die in der Stadt.

Den fertigen Bericht will ich in der Bibliothekshöhle aufbewahren. Vielleicht finden ihn mal irgendwelche Menschen. Hoffentlich solche, die lesen können. Ob wir beide dann noch leben, wissen wir nicht.

Brüderchen meint, im Wald gibt es genug zu essen. Aber wie wird es im Winter? Wir haben ja keine Mutter mehr, die uns säugt, und keine Geschwister, mit denen zusammen wir so schön warm schlafen können. Immerhin haben wir drei oder vier Jahre im Wald gelebt, und wir kennen die Kälte. Außerdem ist es in der Bibliothekshöhle nicht ganz so kalt.

Aber ich will jetzt mal ganz von Anfang an berichten, soweit ich das überhaupt kann. Sonst verstehen andere, die das hier lesen, nicht alles.

An die ersten Jahre unseres Lebens erinnere ich mich kaum. Auch Brüderchen hat das meiste vergessen. Die Wissenschaftler, die haben uns eine Menge erzählt.

Sie sagten, unsere richtigen Eltern sind bei einem Unfall gestorben, als wir ganz klein waren und noch nicht laufen konnten. Die Leute vom „Institut“, die Wissenschaftler, haben uns gefunden. Sie haben uns, um uns am Leben zu erhalten, hierhin in die Wildnis gebracht, zu unserer Mutter, der Wölfin, die gerade kleine Kinder hatte und die auch uns als ihre Kinder angenommen hat. Von der sind wir dann mehrere Jahre lang aufgezogen worden, zusammen mit unsern Wolfsbrüdern und -schwestern, und haben die ganze Zeit in dem großen Rudel gelebt. Und eines Tages sind die Wissen-

schaftler zurückgekommen. Wie haben wir uns erschreckt, als wir zum erstenmal andere Menschen sahen — oder vielmehr: zu sehen glaubten, denn unseres ersten Zusammenseins mit ihnen konnten wir uns nicht mehr entsinnen. Sie haben uns von unserer Wolfsmutter und unseren Geschwistern getrennt und uns hier oben hin auf den Hügel gebracht. Brüderchen und ich hatten wahnsinnige Angst, als sie uns mit Wasser gewaschen und uns Kleidung angezogen haben. So etwas kannten wir bis dahin noch nicht, es war uns furchtbar unangenehm, den Stoff an der Haut und die Schuhe an den Füßen fühlen zu müssen, so hinderlich, so beengend! Wir wollten die Sachen immer ausziehen, aber die Erwachsenen haben sie uns stets von neuem angezogen. Da haben wir uns dann doch ein wenig daran gewöhnt. Aber jetzt, nachdem wir weggelaufen sind, haben wir alles wieder abgelegt. Wir ziehen die Kleidung nur dann an, wenn es gar zu kalt wird.

Um den Hügel herum haben sie einen Zaun gezogen. Das sollte zu unserer Sicherheit sein, haben sie uns später erklärt. Damit „wilde Tiere“ uns nichts antun können. Aber der Zaun hinderte uns, wieder zurück in den Wald zu gehen. Oft warteten wir am Zaun, ob unsere Mutter käme. Leider haben wir sie und unsere Wolfs-Geschwister und all die anderen Wölfe nie wieder gesehen. Wir wußten nicht, ob sie weitergezogen waren, oder ob ihnen etwas zugestoßen war. Lange Zeit waren wir deshalb sehr, sehr traurig.

Hier oben auf dem Hügel lebten wir dann in der Bibliothekshöhle. Ich nenne sie so wegen der vielen Bücher, die man hier untergebracht hat.

Neben der Höhle stand ein kleines Haus, das jetzt aber schon halb verfallen ist. Dort wohnten ständig die Wissenschaftler, zwei Frauen und zwei Männer. Abgesehen davon, daß wir Kleidung tragen mußten und das umzäunte Gelände nicht verlassen durften, behandelten sie uns ganz lieb. Wir durften machen, was wir wollten. Sie brachten uns das richtige Gehen und Laufen bei, denn bisher waren wir auf allen Vieren gekrabbelt und konnten uns nicht gut nur auf zwei Beinen halten. Es machte richtig Spaß. Sie lehrten uns die Sprache, und später dann das Schreiben und Lesen, aber immer nur dann, wenn wir auch Lust dazu hatten. Und noch alles mögliche andere boten sie uns zum Lernen an, zum Beispiel Rechnen und Tierkunde. Nur für uns beide hatten sie die vielen Bücher mitgebracht, damit wir so viel lesen konnten, wie wir wollten. Wir nahmen eine ganze Menge begierig auf. Dabei schauten sie uns immer genau zu, was wir machten und wie schnell wir lernten, und schrieben alles auf. Sie sagten uns oft, daß wir ganz liebe und kluge Kinder sind. Wenn sie sich miteinander besprachen, hörte ich sie schon mal sagen, daß wir „zufriedenstellende Fortschritte" machten und sich dieses „pädagogische Experiment" lohnt. Wir wußten nicht genau, was sie damit meinten. Brüderchen sagte, daß sie glücklich waren, weil wir lernten, wie reich die Welt ist. Auf jeden Fall glaubten wir beide, sie wollten uns viel Gutes tun.

Manchmal hatten wir aber überhaupt keine Lust zu lesen. Dann tobten wir über die Wiese oder versteckten uns hinter Bäumen, oder wir sprangen in den Bach, der unten am Hügel

vorbeifließt. Brüderchen hat dabei auch geübt, Fische mit der Hand zu fangen. Ich habe es auch versucht, bei mir klappte es aber nicht; dafür kann ich besser schreiben als er. Na, und manchmal waren er oder ich schlecht dran, hatten einfach an nichts Freude und haben uns dann irgendwo ins Gras gelegt, möglichst so, daß niemand uns so schnell fand, weil wir alleine sein wollten.

Mehrmals kamen andere Menschen hierher. Wir beide hatten anfangs immer Angst, wenn wir jemanden sahen, den wir nicht kannten, und wären dann am liebsten davongelaufen. Aber mit der Zeit haben wir uns auch daran gewöhnt, und dann fanden wir es sogar gut, wenn Fremde vorbeischauten.

Einmal hatten wir Probleme mit anderen. Es waren Kinder, die uns besuchten; zum erstenmal in unserem Leben sahen wir Menschenkinder! Da waren wir selbst schon ungefähr zehn Jahre alt. Wir wußten nicht, was wir machen sollten. Ich versuchte, zu ihnen zu sprechen, aber sie schwiegen nur. Ein Junge lachte und sagte dabei etwas von Wolfskindern, aber da haben unsere Erwachsenen ihn böse angeschaut.

Unsere vier Wissenschaftler haben Namen, und wir sollten sie damit anreden. Der jüngere Mann hieß Pau, und die junge Frau, mit der er zusammen war, Jurii. Die ältere Frau wollte Maanua genannt werden, sie war der Liebste von den vieren. Sie lebte zusammen mit ihrem Mann Rusch, der strenger als die anderen war und einen grauen Bart trug. Vor ihm hatte ich am meisten Angst.

Zweimal haben wir es geschafft wegzulaufen, weil die Erwachsenen vergessen hatten, das Tor zu schließen. Wir hatten

einfach Sehnsucht danach, wieder zu leben wie früher, vielleicht haben wir uns das alte Leben auch schöner vorgestellt, als es gewesen war. Brüderchen und ich haben uns also gut im Wald versteckt, aber dennoch haben sie uns beim erstenmal schnell gefunden. Beim zweiten Weglaufen sind wir mehrere Tage alleine geblieben. Es hat uns richtig gut getan. Aber wir haben nicht genug zu essen gefunden, nur Beeren und solche Sachen, die haben uns nicht richtig satt gemacht. Da sind wir dann, als unser Hunger zu groß wurde, von alleine wieder zurückgegangen. Rusch war dann etwas böse zu uns, die anderen haben getan, als wenn es nicht weiter schlimm gewesen wäre. Wir konnten aber merken, daß sie erleichtert waren.

Und dann kam der Tag, an dem wir unsere Heimat verließen und in die Große Stadt gebracht wurden. Dort wollten sie „das Experiment fortsetzen", um festzustellen, wie wir uns in eine „bestehende Sozietät einpassen". Wir waren gar nicht froh darüber. Was bedeutete das, eine Stadt? Dort sollten sehr viele Menschen leben. Die Wissenschaftler hatten uns vieles darüber in den Büchern unserer Bibliothekshöhle gezeigt. Brüderchen und ich hatten riesige Angst, fast soviel wie damals, als man uns von unserer Wolfs-Mutter trennte. Wie sollte das nur gut gehen? Viele, viele tausend neue Gesichter um uns herum! Und wer wußte, vielleicht waren manche dieser Menschen böse auf uns und taten uns etwas an? Uns war inzwischen klar, daß wir irgendwie anders waren als die anderen. Mit Schrecken dachten wir daran zurück, daß manche der Besucher auf dem Hügel uns wie fremdartige Tiere angestaunt hatten.

Lange Zeit fuhren wir auf einer Straße durch den Wald, in einem Fahrzeug, das sich von alleine bewegte. Und dann tauchte sie vor uns auf, diese Große Stadt. Uns war schon eigenartig zumute, als wir sie das erstemal sahen. Diese unendlich vielen Häuser, und in jedem lebten oder arbeiteten Menschen. Was uns sofort auffiel: Jedes Haus sah anders aus als alle anderen Gebäude in seiner Umgebung. Mal waren sie groß, dann klein, mal breit, mal schmal. Einige sahen wie Kugeln oder Eier aus, andere wie Schüsseln, Vasen, Kegel oder Pyramiden. Manche hatten ganz breite Fenster, manche so hohe, daß sie vom Untergeschoß bis zum Dach reichten, und bei manchen waren die Fenster ganz winzig. Auch die Eingänge sahen alle anders aus: gewaltige Tore oder schmale Türen. Manche Häuser hatten Dächer, in verschiedenen Formen, spitz oder flach, manchmal weit über die Wände hinaus hängend oder bis zum Boden reichend. Und dann all die Farben der Wände, und die aufgemalten Muster.

Übrigens hatten wir all dies schon vorher gelernt, man hatte uns Bilder gezeigt und gesagt, wie die einzelnen Teile heißen. Aber die Wirklichkeit war doch umwerfend.

Unterwegs sahen wir auch viele Menschen. Alle trugen unterschiedliche Kleidung. Und jede Menge von diesen selbstbewegten Fahrzeugen gab es in den Straßen. Natürlich sah auch von denen keins wie die anderen aus.

Unser Gefährt fuhr nicht besonders weit in die Stadt hinein. Man wollte uns nicht verwirren durch allzuviele Eindrücke. Da war dann auch schon das Institut, es bestand aus etlichen Gebäuden auf einem großen Grundstück. Wir beide

und unsere vier Erwachsenen bekamen eine Wohnung in einem kleinen Häuschen, mitten auf dem Gelände. Aber Brüderchen und ich erhielten getrennte Schlafräume, und das gefiel uns überhaupt nicht, vor allem deshalb, weil uns hier alles so fremd war. Wir hatten unser Leben lang beieinander geschlafen und uns gegenseitig gewärmt. An den ersten zwei oder drei Tagen mußte ich die ganze Zeit heulen, erst nach und nach wurde ich ruhiger. Brüderchen fand sich besser als ich mit der Situation zurecht, er war schon immer neugieriger als ich gewesen und bereits nach kurzer Zeit im Institut ganz gespannt darauf, die Stadt kennenzulernen. Aber mit mir nachts zusammen zu sein, das wollte er auf jeden Fall. Bald fand er heraus, wie er mit einem Draht die Zimmertüren öffnen und dadurch nachts zu mir in mein Bett kommen konnte, wo er an meiner Seite friedlich einschlief.

Die Wissenschaftler zeigten uns nach und nach viele Stadtteile und alle möglichen wichtigen Einrichtungen. Sie fuhren uns mit dem Fahrzeug herum, oder sie nahmen uns an der Hand und gingen mit uns durch die Straßen. Dabei fühlte ich mich jedesmal unwohl, alles kam mir irgendwie so verrückt und durcheinander vor. In unserer Wolfsfamilie und im gesamten Rudel hatte da mehr Ordnung geherrscht, jeder hatte gewußt, an welchen Platz er gehört. Die Menschen hier wirkten unglücklich, als fehle ihnen etwas, jedenfalls war das mein Gefühl.

Und dann baten unsere Wissenschaftler uns, in eine öffentliche Schule zu gehen. Viele Tage lang wehrten wir uns dagegen, weil wir nicht mit anderen Kindern zusammensein

wollten; mit Erwachsen kamen wir besser zurecht. Doch die vier redeten lange so lieb auf uns ein, bis wir schließlich zusagten, es zumindest mal zu probieren.

Als wir in die Schulklasse kamen, herrschte erst große Aufregung. Wir wären am liebsten sofort zurück ins Institut gelaufen, aber die Wissenschaftler waren auf einmal weg und kamen erst am Nachmittag wieder, um uns abzuholen. Die anderen Schüler staunten uns an, manche lachten über uns. Voller Angst setzten wir uns ganz nach hinten in den Raum. Aber dann beachteten die Kinder uns gar nicht mehr. Vorne redete die Lehrerin, sie war auch ganz lieb zu uns. Die meisten Kinder kümmerten sich nicht um das, was sie sagte, manche schliefen sogar ein. So ein Verhalten hätte unsere Wolfs-Mutter nicht zugelassen, als sie uns das Leben lehrte. Wie wir mit der Zeit bemerkten, konnten die meisten Schüler kaum schreiben und fast gar nicht lesen, nicht einmal die älteren.

Brüderchen hörte sehr interessiert zu, was die Lehrerin erzählte, und auch ich hatte mir vorgenommen, von ihr zu lernen. Sie schien uns richtig dankbar zu sein, daß wir an ihren Lippen hingen.

So gingen wir viele Tage lang in die Schule und lernten vieles dazu, was wir noch nicht kannten. Schon nach kurzem stellte sich heraus, daß wir beide viel schneller lernten als die anderen. Jetzt hatte unsere Lehrerin ein großes Problem, denn eigentlich durfte sie uns beiden nicht mehr beibringen als den Klassenkameraden, damit, wie sie sagte, „niemand benachteiligt“ würde. Aber heimlich steckte sie uns doch

Bücher und Hefte zu, aus denen wir mehr als die anderen lernen konnten.

Ja, und dann kam die Zeit, in der wir neue Eltern bekamen. Wir sollten unser Heim im Institut verlassen und „in eine Familie eingegliedert“ werden. Die Bezirksbürgermeisterin der Nordstadt und ihr Mann wollten uns „adoptieren“. Und wieder redeten unsere vier Wissenschaftler auf uns ein, um uns zu überzeugen, daß dies das beste für uns wäre. Wir stimmten endlich zu.

Die Bürgermeisterin, „Mama Rieke“, war ganz lieb zu uns, ebenso auch „Papa Nald“. Wir kamen in ein Haus, das ganz groß war und aussah wie ein riesiger Kohlkopf. Innen war es richtig gemütlich, es erinnerte uns an die Bibliothekshöhle. Leider bekamen wir wieder getrennte Schlafzimmer, aber Brüderchen fand erneut schnell heraus, wie er nachts unbemerkt sein Zimmer verlassen und zu mir ins Bett kommen konnte.

Mama Rieke jammerte häufig. Sie klagte, die Welt würde immer schlechter, und die Menschen seien faul und träge. Kaum ein Schüler ist mehr bereit zu lernen, meinte sie, und sie schwor darauf, daß die Erde „bald zugrunde gehen“ wird. Immer wieder hörten wir von ihr die Worte „verdorben, nichts als verdorben“. Über Brüderchens und meinen Lerneifer freute sie sich besonders. „Ihr werdet eines Tages ganz groß herauskommen“, sagte sie zu uns.

Auf „gute“ Kleidung legte sie ganz viel Wert. Brüderchen und ich haßten das, weil es besonders unangenehm war, es zwickte und kniff überall. Bei Tisch mußten wir uns aufrecht

hinsetzen, und das Essen ganz vorsichtig mit feinem Besteck zu uns nehmen. Auch wenn Mama Rieke immer eine liebe Stimme hatte, konnte diese doch irgendwie unangenehm lieb klingen, wenn wir manches nicht so machten, wie sie es wollte. Papa Nald hatte eine viel normalere Stimme als Mama, und ihn schien es nicht besonders zu stören, wie wir uns verhielten. Er war einfach lieb zu uns, nicht so komisch aufgeregt.

Nach der Schule und an schulfreien Tagen durften wir beide uns im Garten aufhalten, oder auch im Wohnraum sitzen und lesen. Wir hatten es abgelehnt, mit anderen Kindern zusammenzukommen und zu „spielen". Aber Mama meinte, eines Tages seien wir auch hierzu bereit.

Als ein halbes Jahr bei den neuen Eltern vergangen war, wollten sie uns zeigen, welche „Freizeitmöglichkeiten" es in der Stadt gibt. Gemeinsam besuchten wir ein Museum, wo „Kunst" präsentiert wurde. Brüderchen und ich waren sicher zu dumm, um das zu verstehen. Dort gab es Tafeln, auf die berühmte Menschen etwas draufgemalt hatten. Leider konnten wir nirgendwo erkennen, was es war. Oder da lagen riesige Sandhaufen herum, die aussahen wie Ameisenhaufen. Daneben stand „Weiche Pyramiden Nr. 13 und 14".

An einem Abend gingen wir in die „Oper". Dort schrien einige Männer und Frauen sich gegenseitig an, und von irgendwoher kamen ganz gräßliche Töne, die von „Instrumenten" stammen sollten. Wir hätten uns am liebsten die Ohren zugehalten, aber Mama schaute uns streng an. Dann zogen die Männer und Frauen sich aus. Ich mußte an das freie Leben

in unserer Heimat, im Wald, denken, und mir wurde ganz warm ums Herz. Aber statt sich zu freuen, ohne enge Kleider herumlaufen zu dürfen, brüllten die Sänger noch schlimmer als vorher und bespritzten sich gegenseitig mit roter Farbe, und eine Frau pinkelte auf den Boden, während ein Mann kackte. Die Zuschauer klatschten begeistert.

Brüderchen und ich sahen uns ratlos an. Was für ein seltsames Vergnügen, an dem die Erwachsenen Freude hatten.

Fast jeden Tag kam einer von den vier Wissenschaftlern bei uns vorbei, sprach lange mit Mama Rieke und schrieb sich eine Menge auf. Mami erklärte uns, das Institut sei sehr an unserem Wohlergehen und unseren „Fortschritten" interessiert. Wir fühlten uns inzwischen ganz wohl hier und hatten uns an fast alles gewöhnt. Manchmal verbrachten wir sogar den Nachmittag zusammen mit anderen Kindern und lernten dabei auch, wie wir mit ihnen gut auskommen konnten.

Ja, und dann kam die ganz schreckliche Zeit. Es begann damit, daß ich an einem Tag keine Lust hatte, in die Schule zu gehen, weil ich mich nicht wohl fühlte. Ich kehrte vom Schulweg heimlich nach Hause zurück und versteckte mich in meinem Zimmer. Kurz darauf kam einer von den Wissenschaftlern ins Haus, es war Rusch, den ich nicht so sehr mochte.

Er hatte eine laute Stimme, und so konnte ich ihn von meinem Zimmer aus hören. Er sagte etwas über Brüderchen und mich, da wurde ich neugierig und kroch leise zur Wohnraum-Tür hin. Das Schleichen auf allen Vieren konnte ich immer noch ganz gut, von früher her. Da hörte ich Rusch zu

Mama Rieke sagen: „Hier ist das Geld. Danke für die gute Zusammenarbeit. Wir werden also die Kinder in den nächsten Tagen abholen und ins Institut bringen. Dort werden wir sie präparieren, Einzelheiten hierzu will ich Ihnen ersparen. Es ist gut für die beiden, und gut für die Neue Welt. Hoffen wir, daß sie diese Reise überstehen."

Ich erschrak tief und fing an zu heulen. Schnell zog ich mich in mein Zimmer zurück, damit ich mich nicht verriet. Viele Gedanken gingen mir durch den Kopf: Wir sollten zurück ins Institut, und dort wollten sie irgend etwas mit uns machen, das ich nicht verstand. Und dann sollten wir eine Reise unternehmen, die wir vielleicht nicht überleben würden. Und Mama Rieke, die uns bisher immer gesagt hatte, wie lieb sie uns hat, machte das mit und bekam Geld dafür.

Am Nachmittag, als Brüderchen die Schule verließ — ich lief ihm bis dorthin entgegen —, erzählte ich ihm alles. Auch er bekam feuchte Augen, aber er unterdrückte das Weinen. Männergetue. Doch dann stieg die Abenteuerlust in ihm auf, und er hatte eine Idee, die er „Plan" nannte. Was er ausheckte, schien mir gut zu sein. Und so geschah es dann auch.

Als es draußen dunkel wurde, sagten wir zu den Eltern, wir seien müde und wollten ins Bett. Mama Rieke wunderte sich, aber Papa Nald meinte: „Kann ich verstehen, ich bin auch müde." So zogen wir uns zurück und verließen kurz darauf heimlich das Haus. Den Weg zum Institut kannten wir ja zum Glück. Unser „Plan" war, dort in den Häusern zu suchen, wir wußten nicht wonach, aber vielleicht fiel dort etwas in unsere Hände, das uns weiterhalf.

Obwohl das weite Gelände umzäunt war, fanden wir doch einen Zugang zum Institut, nämlich — mit einem Gespür, das wir von unserer Wolfsfamilie hatten — eine undichte Stelle im Zaun. Wir krochen hindurch und schlichen leise zu den Häusern hin. Zwar liefen einige große Wachhunde übers Gelände, aber sie kannten uns und schlugen deshalb nicht an. Wir streichelten sie, und dann krochen wir weiter.

Zufällig sahen wir, wie Rusch aus einem der Häuser kam und auf den Ausgang der Anlage zuging. Dieses Haus hatten wir bisher noch nie betreten. Wir beschlossen, hier zuerst nachzuforschen.

Die Tür war nicht abgeschlossen. Vorsichtig betraten wir das Gebäude und schauten in alle Räume hinein, fanden aber nichts, was uns weitergeholfen hätte. Nur eine einzige Zimmertür ließ sich nicht gleich öffnen. Zum Glück hatte Brüderchen einen Draht dabei, und nach einigem Probieren gelang es ihm, die Tür aufzuschließen.

Hier drinnen sah es ganz hübsch aus. Überall standen Bücher herum, aber die sagten uns nichts; was man darin lesen konnte, war uns alles zu hoch. Mitten auf einem Tisch lag ein Heft. Ich schaute auf die aufgeschlagene Seite, dort las ich: „Phase 147: Abholung der Kinder aus der Gastfamilie“. Sofort blätterten Brüderchen und ich das Heft durch, es war nicht besonders dick. Wir waren furchtbar aufgeregt dabei, denn mit den Kindern waren wir gemeint. Und als wir das Heft durchgelesen hatten, mußten wir schrecklich weinen.

Wie wir da lasen, waren wir beide so etwas wie menschliche Versuchskaninchen. Man hatte uns, als wir Babys waren,

unseren Eltern, die arm waren, abgenommen und ihnen dafür Geld gegeben. Und dann hat man uns im Wolfsrudel ausgesetzt, als unsere Wolfsmutter gerade Junge geworfen hatte. Sie hat uns als Kinder angenommen. Die ganze Zeit über beobachteten uns die Wissenschaftler, und auch danach, auf dem Hügel, haben sie „Daten und Fakten" über uns gesammelt. Unsere Wolfs-Mama haben sie getötet, einfach totgeschlagen, damit wir nicht mehr mit ihr zusammenkommen konnten!

Mit den Erkenntnissen darüber, wie Menschen sich unter solchen „natürlichen Umständen" und „frei von menschlicher Bevormundung" in den ersten Lebensjahren entwickeln, wollten sie eine neue Erziehungslehre schaffen. Den Auftrag für dieses „geheime Projekt" hatten sie von der Regierung erhalten. Eigens dafür wurde das Institut, in dem hunderte von Wissenschaftlern arbeiten, gegründet. Das Projekt nennt sich „vollkommene Gesellschaft".

Und dann lasen wir weiter, daß auch andere Kinder schon diesem oder ähnlichen „Experimenten" unterzogen wurden, alle unter der Aufsicht von „Viererteams". Dabei hätte man schon eine Menge gelernt. Mit uns beiden sollte die Versuchsreihe abgeschlossen werden. Danach würden alle Kinder, also auch wir, auf eine abgelegene Insel gebracht werden, um die Erkenntnisse in der Praxis anzuwenden und eine „Neue Menschheit" zu schaffen. Anschließend wäre noch zu prüfen, ob die „alte Menschheit" irgendwie angegliedert werden könne, oder wie sonst mit ihr zu verfahren sei, damit „das Alte" in absehbarer Zeit verschwinde.

Ich will nicht viel darüber schreiben, wie wir uns fühlten. Es war ganz schrecklich. Noch jetzt wird uns unwohl, wenn wir daran denken.

In dem Heft fand sich auch die Angabe, in welchem Gebäude die Kinder nach Abschluß des Experiments „schlafweise aufzubewahren“ seien. Wir wunderten uns, denn wir hatten niemals andere Kinder auf dem Gelände gesehen oder gehört. Vielleicht hatte man sie ja vor uns versteckt und uns vor ihnen. Es mußte so etwas wie ein riesiger Schlafsaal sein, wo sie nachts schliefen.

Kurz darauf verstanden wir, was das Heft, das wir einfach mitnahmen, mit der schlafweisen Aufbewahrung meinte. Das Gebäude, groß wie eine Lagerhalle, fanden wir nach einigem Suchen in dem uns unbekannten Bereich des Grundstücks. Die Tür war nicht verschlossen. Wir traten ein. Da innen kein Licht brannte und wir auch keinen Lichtschalter fanden, entzündete Brüderchen einen Holzscheit, er holte ihn von draußen herein, mit einem Feuerstift, den er in einer alten Truhe im Keller unseres jetzigen Elternhauses gefunden hatte und den er zur Flammenerzeugung kurz an der Wand rieb. Dann gingen wir tiefer in den Raum hinein. Es war kühl drinnen, und wir fröstelten.

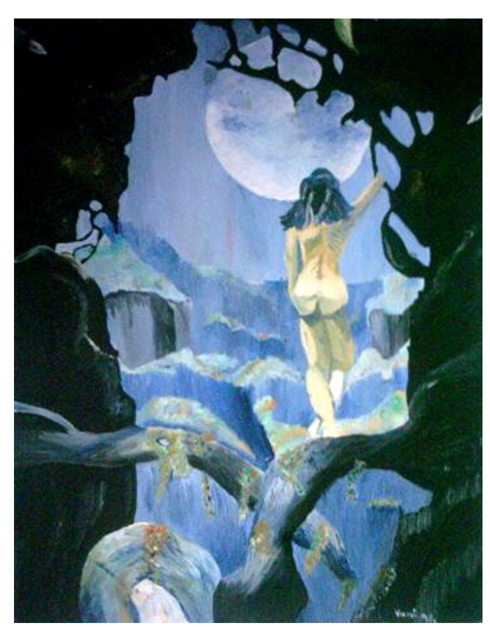
Zunächst erkannten wir kaum etwas, nur daß es an vielen Stellen im Saal von dem Licht des Holzscheits funkelte. Doch dann schauten wir genauer hin: Da standen, in mehreren Reihen, viele längliche Behälter aus Glas, in denen Menschen lagen und schliefen, Kinder in unserem Alter, oder auch älter, und junge Erwachsene. Sie sahen alle so friedlich aus.

Aber wie konnten sie in diesen verschlossenen sargähnlichen Gebilden überhaupt atmen? Sie machten keine Atembewegungen. Vorsichtig klopften wir an einen der Behältnisse. Er war ganz kalt, wie Eis! Sollten alle diese Jungen und Mädchen, Frauen und Männer eingefroren sein? Und vielleicht tot? Oder doch noch leben, irgendwie? Auch mit uns beiden hätten sie das gemacht. Ach, es war alles so grausig. Wir schauderten zusammen!

So schnell wir konnten, liefen wir aus der Halle hinaus. Draußen warf Brüderchen den Holzscheit beiseite, und wir rannten zum Zaun, um dieses schlimme Gelände zu verlassen. Gerade als wir ankamen und die undichte Stelle suchten, hörten wir die Hunde laut bellen. Kurz schauten wir uns um, da sahen wir den Feuerschein: Irgend etwas brannte, vielleicht ein Holzhaufen. Wir kümmerten uns nicht darum und krochen durch das Loch ins Freie. Dort blieben wir erst mal stehen, fielen uns in die Arme und versuchten, uns gegenseitig zu trösten. Was tun? Wohin jetzt? Nach Hause? Dort würden wir möglicherweise schon morgen abgeholt, um dann ebenso wie die armen Menschen in der Halle eingefroren zu werden. Aber wohin sonst? In dieser Stadt, da wollten wir nicht bleiben. Sie war so grauenhaft, wir fühlten es wie noch nie zuvor. Also blieb uns nur eines: zurück in den Wald.

Wir kannten die Richtung dorthin. Allzu weit konnte es nicht bis zum Stadtrand sein. Unterwegs blieben wir stehen und blickten zurück, die Straße entlang, die zum Institut führte, um festzustellen, ob uns jemand folge. Da sahen wir einen hellen Feuerschein gegen den dunklen Himmel. Dem-

nach mußte ein größerer Teil des Institutgeländes, vielleicht auch eines oder mehrere der Gebäude, in Brand geraten sein. Wir erschraken, aber eine Umkehr war ausgeschlossen.



Silvana Mattiesson „Mondfrau"

Vom Waldrand aus schauten wir uns noch einmal um und sahen, daß der Himmel über der Großen Stadt sich ganz rot gefärbt hatte. Wir konnten aber nicht abschätzen, wie weit das Feuer tatsächlich um sich gegriffen hatte. Erst jetzt hörten wir in der Ferne die Sirenen der Feuerwehr. Soviel wir wußten, war sie schon sehr lange nicht mehr im Einsatz gewesen, weil seit vielen Jahren nicht mehr mit brennbaren Stoffen, sondern durch irgendwelche harmlosen chemischen Reaktionen Wärme erzeugt wurde.

Im Wald irrten wir lange Zeit umher, weil wir nicht die Straßen benutzen wollten, auf denen man uns am ehesten aufgreifen konnte. Dann, endlich, fanden wir unseren Hügel, auf dem wir so lange gelebt hatten. Doch wir wagten zuerst nicht, wieder in die Bibliothekshöhle zu ziehen, aus Angst, die Wissenschaftler könnten uns hier suchen. Daher hielten wir uns im nahen Wald auf. Doch sie kamen nicht,

und so ergriffen wir schließlich Besitz von dem Hügel und der Höhle. Das mitgebrachte schreckliche Heft legten wir zu den Büchern.

Seither leben wir hier. Vielleicht werden wir ja eines Tages wieder anderen Menschen begegnen. Aber fürs erste haben wir die Nase voll von diesen Lebewesen aus der Stadt.

Siebte Letztschrift

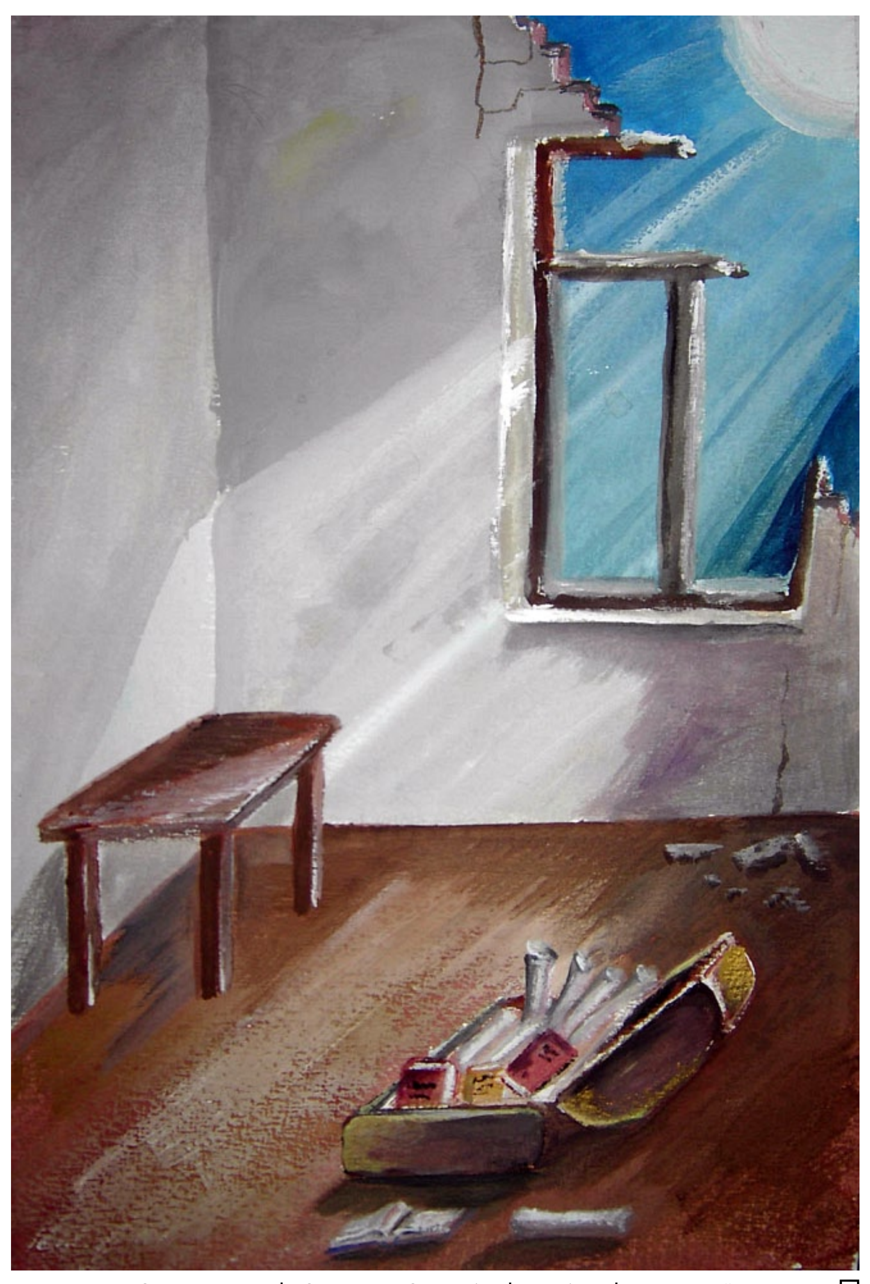
DIE FRIEDENSDROGE

Mit mir wird, glaube ich, der letzte Mensch sterben. Jedenfalls der letzte der zivilisierten Menschheit. Möglich, daß es irgendwo noch ein Naturvölkchen gibt, das ich nicht kenne, auf einer kleinen Insel im Pazifik oder irgendwo im Himalaja, wer weiß; vielleicht gibt es sogar noch mehrere, und eines Tages wird wieder so etwas wie eine Kultur entstehen. Aber alle bekannten Völker, die noch vor einigen Jahrhunderten als wild galten, wurden schon vor mindestens zweihundert Jahren zivilisiert, und sie alle sind jetzt ausgestorben, genauso wie die Völker, die sich für besonders fortgeschritten hielten.

Ich weiß nicht, weshalb ich hier sitze und schreibe, hier in der Ruine unseres Hauses. Schon meine Eltern wohnten in diesem Haus, und hier lebte ich jahrzehntelang mit meiner Frau, die ich vor zwei Jahren im Garten begrub — alleine, denn es war niemand da, der mir hätte helfen können.

Wie sollte das, was ich hier niederschreibe, ein „Vermächtnis“ sein, da doch niemand mehr am Leben ist, der es in Empfang nehmen könnte? So schreibe ich wohl einfach nur, weil es mich drängt, meine Gedanken zu Papier zu bringen, bevor ich selbst sterbe, wohl wissend, daß das Papier früher oder später verfaulen wird.

Wie nur konnte es dazu kommen, daß die Menschen ausgestorben sind? Man sollte es nicht glauben, aber tatsächlich



Susanne Ursula Sommer „Szene in der Ruine des Hauses“

ist es möglich, die gesamte Menschheit innerhalb von zwei bis drei Jahrhunderten auszulöschen, ohne dabei Gewalt anzuwenden. Letztlich war es wohl, so widersinnig dies klingt, der legitime menschliche Wunsch, glücklich zu sein und in Frieden zu leben, der zum Untergang führte.

Ich will versuchen, die Ereignisse chronologisch wiederzugeben.

Es sind jetzt 243 Jahre her, seit man im Urwald Brasiliens, im Amazonasgebiet, auf diese Pflanze gestoßen war, die 13 Jahre später vom Volksmund „Friedensrose“ genannt wurde. Nach der damaligen Zeitrechnung schrieb man das Jahr 2014 nach Christus. Die Pflanze fand man auf der Suche nach Mitteln gegen tödliche Infektionskrankheiten, die in den Jahren zuvor in beängstigendem Maße zugenommen hatten.

Die Friedensrose war nur eine unter vielen neu entdeckten Pflanzen, die die Wissenschaft auf medizinisch bedeutsame Inhaltsstoffe untersuchte. In den Wurzeln des äußerlich rosenähnlich aussehenden Gewächses fanden europäische Forscher eine unbekannte Substanz, die ihnen aufgrund gewisser chemischer Ähnlichkeiten mit einem besonders wirksamen Antibiotikum vielversprechend erschien. Versuche an Tieren erwiesen jedoch, daß die Hoffnungen auf eine Heilwirkung der Substanz sich nicht erfüllten.

Schon sollte die Versuchsreihe abgebrochen werden, zumal man inzwischen bei anderen Pflanzen Substanzen gefunden hatte, die sich als hochwirksam im Kampf gegen die gefährlichen Krankheiten zu erweisen schienen. Da geschah

einem deutschen Wissenschaftler, der mit dem Namen Peter Schmitz in die Geschichte einging, ein kleines Mißgeschick, das weltumwälzende Folgen zeitigen sollten.

Schmitz, als wissenschaftlicher Assistent beteiligt an der Untersuchung der neuen Substanzen, hatte Überstunden im Labor geleistet und wollte den Heimweg antreten. Übermüdet, stieß er bei einer ungeschickten Bewegung ein Glas mit dem aus der Friedensrosenwurzel extrahierten Pulver um und verschüttete es auf seine Hose. Oberflächlich wischte er das Pulver ab und eilte in seine Wohnung, wo ihn ungestüm sein Dackelrüde „Sir Henry" empfing. Als Schmitz seine Hose ausgebürstet hatte, bemerkte er, daß der Dackel den Boden ableckte. Schmitz machte sich darüber keine Gedanken, da das bläuliche Pulver sich als gänzlich ungiftig erwiesen hatte. Er selbst hatte — natürlich nachdem es an verschiedenen Tieren getestet worden war — einmal ein winziges Pröbchen davon zu sich genommen. Zumindest für Menschen war es geruch- und geschmacklos.

Am nächsten Morgen stellte Peter Schmitz erstaunt fest, daß Sir Henry ihn schwanzwedelnd und fröhlich gelaunt begrüßte. Das war insofern ungewöhnlich, als sich der Hund seit einigen Monaten vor allem morgens ohne ersichtlichen Grund aggressiv gezeigt und sogar schon mehrfach nach seinem Herrchen geschnappt hatte. Der Tierarzt hatte empfohlen, ihn einzuschläfern, was Schmitz bisher abgelehnt hatte. Und nun dieses. Ob das geänderte Verhalten möglicherweise mit dem Pulver zusammenhing? Wahrscheinlich war es Zufall gewesen. Aber was sprach dagegen, die harmlose



Susanne Ursula Sommer „Die Friedensrose“

Substanz, die ohnehin in Kürze entsorgt werden würde, an dem Dackel zu erproben?

Schmitz brachte am Abend dieses Arbeitstags ein wenig von dem Pulver mit nach Hause. Der Hund war nach wie vor freundlich, sein Herrchen bezeichnete diesen Zustand als „stillvergnügt". Dieses Wort wurde Monate später von der Presse begierig aufgegriffen. Am nächsten Morgen jedoch knurrte der Hund ihn wieder an, wenn auch zurückhaltender als in den Monaten zuvor. Peter Schmitz mischte ein wenig von dem Pulver in Sir Henrys Frühstück. Bereits nach einer Stunde hatte das Tier sich beruhigt und war der liebste nur denkbare Hund. Dieser Zustand dauerte mehrere Tage an.

Schmitz unterrichtete seine Vorgesetzten über seine Feststellung. Sie wollten diesen „Unsinn" zunächst nicht glauben, ließen sich dann aber doch dazu überreden — wobei ein russischer Forscher, den Sir Henry bereits einmal gebissen hatte, ihm Schützenhilfe leistete —, die Substanz auf eine mögliche entspannende Wirkungsweise hin zu untersuchen. Bereits die erste Testreihe, an Ratten durchgeführt, überzeugte die Wissenschaftler, daß das Mittel deutlich Aggressionen minderte. Bisher hatte man auf Ergebnisse dieser Art nicht geachtet. Auch Untersuchungen an höheren Säugetieren, darunter Affen, führten zum gleichen Resultat. Zudem schien das Mittel darüber hinaus stimmungserhellend zu wirken. War man also auf ein neues Beruhigungsmittel gestoßen?

Jahrelange Tests an kranken wie auch an gesunden Menschen förderten immer erfreulichere Wirkungen zutage: Das Pulver beruhigte nicht nur und hob nicht nur die Laune,

sondern es machte glücklicher und zufriedener, wobei es zugleich die Konzentrationsfähigkeit wie auch die Leistungsbereitschaft steigerte, und nicht zuletzt förderte es die Friedensliebe. Dabei traten, außer im Fall der Überdosierung, niemals größere unangenehme Nebenwirkungen auf.

Durch eine gezielte Indiskretion eines der Wissenschaftler, der sich bei einer Beförderung benachteiligt fühlte, wurden das geheime Projekt und seine Ergebnisse der Öffentlichkeit bekannt. Die Medien zeigten sich brennend an dem wissenschaftlichen Mitarbeiter Peter Schmitz und seinem Zufallsfund interessiert. Sogar „Sir Henry", der im Alter von 16 Jahren verschieden war, wurden postmortal mediale Ehren zuteil.

Die — inzwischen auch synthetisch herstellbare — neue „Wunderdroge", die man bald darauf auch „Friedensdroge" nannte, entwickelte sich weltweit zu einer Jahrhundert-Sensation. Kaum auszudenken, was man mit ihr alles bewirken konnte. Die Schulleistungen würden nach oben schnellen, die Menschen besser miteinander zurechtkommen, sie würden glücklich und zufrieden sein und dennoch nicht phlegmatisch werden. Welch einen Schub könnte dies für die kulturelle Entwicklung der Menschheit bedeuten. Konflikte, sogar Kriege würden seltener werden. Was bis jetzt für Waffen und Friedenssicherung gezahlt wurde, konnte weitgehend dem Wohlstand der Menschen zugute kommen. Eines wäre natürlich Voraussetzung, damit diese Visionen in Erfüllung gingen: Die Verteilung der Friedensdroge an die Bevölkerung, und zwar weltweit.

Die Regierungen gerieten unter gewaltigen Druck. Gerne hätten einige von ihnen die Droge in einer Weise eingesetzt (oder eben auch nicht eingesetzt), wie es ihnen genehm gewesen wäre. Durchaus nicht alle waren etwa an einem beständigen Frieden oder am Wohlergehen der Bevölkerung interessiert. Doch schließlich wurde der Druck der Medien, der Bevölkerungen, etlicher Regierungen und nicht zuletzt auch der pharmazeutischen Industrie, die neue Gewinnchancen witterte, so groß, daß sich ihm kein Volk und keine Volkslenkung mehr widersetzen konnte. Man berief eine Weltkonferenz ein, auf der man auch alle möglichen Nachteile der Einnahme dieses Mittels diskutierte. Doch nennenswerte negative Folgewirkungen hatten sich auch nach langen Tests an Tieren wie Menschen, sogar an ganzen Dorfgemeinschaften in Entwicklungsländern, nicht feststellen lassen. Schließlich beschlossen die auf der Konferenz vertretenen Gruppierungen mit überwältigender Mehrheit, die weltweite Produktion und Verteilung der Friedensdroge in die Wege zu leiten.

Schon nach einem Jahr wurden alle Menschen mit der Friedensdroge versorgt, und man konnte davon ausgehen, daß fast alle sie auch nahmen. Eine Dosis pro Woche reichte vollständig, um die positiven Wirkungen ständig aufrechtzuerhalten. Und wie allgemein erwartet, ließen sich auch nach längerer Einnahme keine Nachteile feststellen. Die Menschheit erfuhr einen neuen, einen gewaltigen Aufschwung. Noch niemals waren Individuen wie auch ganze Völker so glücklich gewesen. Die Wirtschaft gedieh, und nach und nach fielen immer mehr persönliche und politische Grenzen.

Man zwang niemanden zur Einnahme der Droge. Daher konnte natürlich nicht ausgeschlossen werden, daß einzelne Fanatiker sich weigerten. In den ersten einhundert Jahren wurden etwa zwei Dutzend solcher Menschen bekannt, die auch öffentlich dazu standen. Die Medien machten sich über sie lustig. In den Jahren danach änderte sich dies sehr rasch. Doch es war zu spät.

Das Unheil ließ sich nicht mehr aufhalten.

Zunächst dachte niemand daran, daß es an der Droge liegen konnte. Doch selbst wenn man es sofort gewußt und die Droge früher abgesetzt hätte, es hätte ohnehin nichts geholfen.

Am Anfang dieser verhängnisvollen Entwicklung, vor etwa einhundertdreißig Jahren, fiel auf, daß immer weniger Kinder zur Welt kamen. Gut, solche Phasen hatte es in der Weltgeschichte des öfteren gegeben. Für vielen Kulturen hatte dies den Tod bedeutet, doch bei einigen ging es irgendwann einmal wieder aufwärts, zumindest starben sie nicht aus. Vor ungefähr zwei- bis dreihundert Jahren etwa hatten weltweit die Völker zu schrumpfen begonnen, die einen früher, die anderen später. Doch dank staatlicher Maßnahmen konnte diese Entwicklung aufgehalten werden, seitdem war die Zahl der Menschen weitgehend stabil. Bis dann der Niedergang begann, der in wenigen Jahrzehnten zu einem Absturz führte.

Die Regierungen versuchten, die Entwicklung aufzuhalten, indem sie höhere Kindergelder bezahlten, außerdem bemühten sie sich, das Kinderkriegen als populär zu propagieren. Es half so gut wie gar nicht. Soziologen und Mediziner

untersuchten fieberhaft die möglichen Ursachen der Kinderlosigkeit. Immerhin war äußerst merkwürdig, daß es sich um ein weltweites Phänomen handelte. Die Vermutung, Umweltgifte könnten sich auf die Fruchtbarkeit ausgewirkt haben, erwiesen sich als falsch.

Und dann stellte sich heraus, daß Männer und Frauen immer weniger Geschlechtsverkehr miteinander hatten. Die Frauen konnten daher gar nicht mehr so häufig schwanger werden!

Kluge Wissenschaftler entdeckten schließlich, daß es an der Friedensdroge lag: Sie hatte das Erbgut der Menschen verändert, und zwar derart, daß nach einigen Generationen der Geschlechtstrieb nicht mehr vorhanden war, was sich in den Generationen davor nicht angekündigt hatte. Dies hatten selbst die langfristigen Tests an Menschen nicht zeigen können. Bei den sich viel schneller vermehrenden Tieren wie z. B. Ratten, an denen die Droge ebenfalls erprobt worden war, hatte sich diese Wirkung nicht gezeigt.

Die durch die Friedensdroge eingetretenen Veränderungen in den Menschenhirnen waren so tiefgreifend, daß medizinische Maßnahmen nicht halfen.

Die Regierungen wollten mit Zwangsmaßnahmen wie künstlicher Befruchtung gegensteuern, doch es gelang nicht. Denn zugleich mit dem Sexualtrieb schwand im weiblichen Organismus auch die Fähigkeit, Kinder auszutragen. Es kam fast nur noch zu Totgeburten.

Die anschließenden gesellschaftlichen Entwicklungen waren dramatisch. Innerhalb weniger Jahrzehnte wurden fast



Susanne Gründl „Tautropfen der Friedensdroge“

keine Kinder mehr geboren. Ich war eines der letzten, die das Licht der Welt erblickten.

Das Durchschnittsalter der Menschheit stieg zunächst rasend schnell an. Doch dann stagnierte es und fiel wieder ab. Nicht etwa weil jüngere Menschen hinzukamen, sondern weil jetzt die Katastrophen eintraten. Immer weniger waren gesund, kräftig, arbeitsfähig. Die Versorgung in den Städten brach zusammen. Es gab kaum medizinische Hilfe für die immer häufiger der Hilfe Bedürftigen. Seuchen kamen auf. Die Häuser verfielen. Man schloß sich in kleinen Gruppen, in Notgemeinschaften zusammen, und trennte sich dann wieder. Es war ein Kampf ums Überleben, und meist siegten die Stärkeren. Besonders viele starben in den kalten Jahreszeiten. Und dann gab es nur noch wenige winzige Grüppchen, die einsam durch die Lande zogen. Es glich einem Wunder, wenn man anderen Menschen begegnete. Der letzte Mensch, den ich lebend sah, war meine Frau. Drei Jahre vor ihrem Tod waren wir in unsere Heimat zurückgekehrt. Und jetzt lebe nur noch ich, jedenfalls weiß ich von niemand anderem weit und breit.

Wenn ich richtig gezählt habe, werde ich in Kürze 89 Jahre alt.

☀

Nachtrag: Leide ich unter Halluzinationen, oder war ich vorhin, als ich nach Nahrung suchte, tatsächlich Zeuge einer Prozession, in der Menschen singend und betend einem Priester folgten — wie in uralten Zeiten?

WAS NUN?

Als ich die letzte Geschichte zu Ende gelesen hatte, gingen mir die Augen auf. Jetzt wußte ich, warum „sie" — war es eine, waren es mehrere Gruppen? — das Buch haben wollten. Oder beherrschte mich ein wahnsinniger Gedanke, geboren aus Geistesverwirrung? Denn ich hatte unbeschreibliche Angst um meine Moni.

Ich dachte: „Die" halten das, was in dem Buch steht, für wahr, für Berichte aus der Vergangenheit und aus der Zukunft. Irgendwie müssen sie Kenntnis von Teilen der Letztschriften erhalten haben. Da sind Kräfte, Organisationen, Gruppierungen, die die Droge haben wollen, die Friedensdroge, und damit wollen sie … Was wollen sie? Die Menschheit retten? Oder die Menschheit zerstören!? Oder vielleicht einfach nur (!) die größte Erpressung, die es je gab und geben würde, begehen, indem sie den Regierungen drohten, Trinkwasser und Lebensmittel heimlich mit der Droge zu „vergiften", mit den aus dem Buch bekannten Folgen.

Jetzt erst einmal Ruhe bewahren, sagte ich mir. Ich stand auf und trank ein Glas Leitungswasser. Drehe ich jetzt durch und fange an zu spinnen?

Aber was, wenn diese siebte Letztschrift tatsächlich eine Vision unserer Zukunft wäre, wie sie unweigerlich einträte? Nun, dann könnten auch die CIA und das FBI nichts daran

ändern, und erst recht ich nicht. Wenn diese Geschichte aber nur *eine* Möglichkeit widerspiegelte, *eine* mögliche Zukunft? Immerhin gab es beispielsweise auch die Erzählung mit dem Befruchter und Alanea, die eine andere Zukunft vorherzusagen schien. Dann, ja dann wäre meine persönliche Verantwortung ungeheuer groß! Denn von meinem Handeln konnte es abhängen, was in der Zukunft geschah, ob die Droge eventuell gar nicht gefunden würde, oder ob die Menschheit vor ihr gewarnt würde. Wer dann die Schriften besaß, der hielt die Zukunft der Menschheit in der Hand! Durfte ich sie unter diesen Umständen herausgeben? Hätte ich doch wenigstens ein Duplikat von ihnen.

Da fiel mir zum Glück ein, daß es heutzutage nicht schwierig war, Kopien in elektronischer Form herzustellen. Schnell holte ich meine Digitalkamera und fotografierte mit ihr jede einzelne Seite des Buchs. Dann speicherte ich die Foto-Dateien verschlüsselt auf mehreren Internet-Servern, auf die ich anonym Zugriff hatte. Dabei wendete ich alle mir bekannten Tricks an, um eine Nachverfolgung meiner Surfwege unmöglich zu machen, selbst wenn auf meinem Rechner heimlich Spionageprogramme installiert worden sein sollten. Jetzt machte es sich bezahlt, daß ich mich früher aus Spaß intensiv mit Hackern, Viren, Trojanern und ähnlichem beschäftigt hatte. Auch einem Freund sandte ich per E-Mail die Fotos zu mit einigen Erläuterungen und der Bitte, sie nach drei Tagen nach eigenem Gutdünken zu veröffentlichen, falls ich bis dahin nichts anderes verlauten ließe. Außerdem versteckte ich die Memory-Karte in einem Brot. Bei alledem war ich

mir nicht ganz sicher, ob es richtig wäre, die Texte der Allgemeinheit bekannt zu machen. Immerhin konnte dadurch das Unglück möglicherweise erst recht in Gang gesetzt — oder aber, was ich im Moment für wahrscheinlicher hielt, aufgehalten werden.

Als ich das Buch anschließend verbergen wollte — denn als Schlüssel zu Monis Befreiung besaß es für mich einen unschätzbaren Wert —, ließ ich es ungeschickterweise zu Boden fallen. Ich hob es auf und bemerkte dabei, daß der Einband an einer Stelle aufgeplatzt war; etwas Graues schimmerte hervor. Vorsichtig zog ich es heraus. Es war ein Lederbeutelchen. Ich öffnete es und sah — ein hellblaues Pulver. Erschreckt sank ich auf einen Stuhl. Sollte es sich etwa um die Friedensdroge handeln? Und falls ja: Wie kam sie hier hinein? Stammte sie etwa — aus der Zukunft? Oder hatte jemand sie nach der Beschreibung in der Letztschrift hergestellt? Ich wußte nicht, ob ich verwirrt sein oder einfach nur lachen sollte.

Was tun mit dem Pulver? Sofort im Klosett wegspülen? Ich beschloß, es vorläufig zu verstecken, und schmolz es daher samt Lederbeutel in eine breite Kerze ein.

Für das Buch fand ich ein besonderes Versteck. Ein Freund von mir, der sich zum Künstler berufen fühlte, bewahrte vorübergehend eine beinahe fertiggestellte „Installation“, mit der er seine Bekannten in Kürze überraschen wollte, bei mir auf. Das Werk bestand aus einem Haufen verschiedener, eher weniger ästhetisch aussehender Gegenstände: halbleere Joghurtbecher, Puppen ohne Arme und Beine, und eben auch alte

Bücher mit schmutzigen Umschlägen. Ich tauschte einfach eines davon gegen das Letztschriften-Buch aus und hoffte, daß mögliche das Haus durchwühlende Bösewichte das Kunstwerk als solches erkennen und respektieren würden. Doch auch, wenn sie es einfach für einen Haufen Abfall hielten, mochte diese Tarnung ebenso wirksam sein.

Dann setzte ich mich hin und wartete. Zäh tropften die Sekunden in die Zeit. Die Anspannung zerrte an meinen Nerven, ich spürte zunehmende Erschöpfung. Endlich kam der Anruf — oder vielmehr: der erste Anruf dieses Abends; ich war wieder hellwach.

„Haben Sie es?“ fragte eine weibliche Stimme mit stark amerikanischen Akzent. „Wir es sofort tauschen. Gegen 150.000.“

„Das Geld ist mir egal. Ich will meine Frau wiederhaben, die Ihr entführt habt!“

„Frau … entführt? Wir? Shit!“ klang es, und die Gegenseite legte auf.

Was war denn das, fragte ich mich? Anscheinend doch wohl nicht die Entführer? Also gab es mehrere Gruppen, die hinter dem Buch her waren!

Kaum hatte ich mich wieder im Sessel niedergelassen, als das Telefon sich erneut bemerkbar machte. Hastig ergriff ich den Hörer.

„Hier Dr. Müller. Ich rufe an im Auftrag der Bundesregierung. Herr von Kamp, wir müssen unbedingt ein Gespräch miteinander führen. Es ist von nationalem, möglicherweise sogar internationalem Interesse und duldet keinen Aufschub. Ich werde in — sagen wir — zehn Minuten bei Ihnen sein.“

Bevor ich ein „Aber …“ herausbrachte, hatte die Gegenseite schon aufgelegt.

Auch das noch. Alles wurde immer komplizierter, und meine Panik wuchs. Wenn dadurch Monis Befreiung verhindert würde!

Doch ich kam gar nicht dazu, mich meiner Angst zu überlassen. Denn schon wieder klingelte das Telefon. Es war ein Professor Umenuß, „Mitglied der Geschäftsführung eines bedeutenden Wirtschaftskonzerns“, der „in diesem Stadium“ noch nicht namentlich genannt werden wollte. Er ersuchte freundlichst um ein sofortiges Gespräch, es gehe um ein „wirklich großes Geschäft“, und es solle mich nicht reuen, wenn ich ihm „gewisse Texte“ zu einem mehr als angemessenen Preis verkaufe.

Gerade wollte ich sagen, daß dieses Gespräch im Moment äußerst ungelegen sei, da kam mir die Schnapsidee, vielleicht Verbündete gewinnen oder gar die Parteien gegeneinander ausspielen zu können. Ich gebe zu, daß es ein vollständig verrückter und unausgegorener Gedanke war, der alles noch schlimmer machen konnte, aber was tut man nicht alles in seiner Verzweiflung! So lud ich also Prof. Umenuß ein, mich sofort aufzusuchen.

Ich „wußte“, dies war nicht das letzte Telefonat an diesem Abend. Und wirklich, eine Minute später schellte es erneut.

„‚Wir‘ haben Ihre Gespräche abgehört. Ihre Frau lassen wir nur dann frei, wenn Sie ‚uns‘ das Buch übergeben. Ich werde in wenigen Minuten bei Ihnen sein. Und: kein Wort über die Entführung zu den anderen, sonst …“ Mit dieser Drohung endete das Gespräch.

Vermutlich würde mir nichts anderes übrig bleiben, als dieser letzten Gruppe das Buch zu geben, um Monis willen.

Zunächst traf Dr. Müller ein, Vertreter der Bundesregierung, ein wohlgenährter älterer Herr, der auf mich wie ein Rechtsanwalt wirkte. Kaum hatte er sich vorgestellt und umständlich begonnen, mir darzulegen, daß „große Besorgnis“ ihn bzw. die von ihm Vertretenen dazu treibe, mich zu nächtlicher Stunde aufzusuchen, als die Türglocke erneut ertönte. Es war Prof. Umenuß, etwas nachlässig gekleidet und mit weißem Haar, der, als er Dr. Müller erblickte, irritiert dreinschaute, sich dann aber sofort fing und mit dem Austausch von Höflichkeiten begann.

Als hätten sich alle untereinander verabredet, standen zwei Minuten später auch der mir von seiner Stimme her bekannte „Vertreter“ der Entführer, der sich mit „Tom“ angesprochen wissen wollte und überaus smart aussah, sowie „Ann“, die ich unter anderen Umständen wegen ihrer Öko-Kleidung und dem entschlossenen Gesichtsausdruck als Greenpeace-Aktivistin eingestuft hätte, in meinem Wohnzimmer.

Da kein gemeinsames Gespräch in Gang kommen wollte, die Besucher sich vielmehr mißtrauisch gegenseitig beäugten, machte ich den Anfang. „Sie alle sind, vermute ich, an einem gewissen Buch interessiert.“

Nach anfänglichem Zögern einhelliges Nicken ringsum.

„Nur damit wir nicht an der Sache vorbeireden: Meinen wir dasselbe Buch?“

„Der letzte Schriften“, warf Ann mit ihrem amerikanischen Akzent in den Raum.

„Genau, die Letztschriften“, bestätigte Dr. Müller.

Prof. Umenuß schloß sich ihm an.

Durch ein überlegenes Lächeln und eine leichte Kopfbewegung gab „Tom“ zu verstehen, daß auch er dieses Buch meinte. Er hatte das beste Argument, nämlich Moni. Dennoch meinte ich, in seinem Augenausdruck eine leichte Unsicherheit zu erkennen. Sollte er tatsächlich irritiert sein, weil ich hier eine Art Auktion zu veranstalten schien?

„Die Letztschriften also“, versuchte ich möglichst cool zu sagen. Innerlich war ich aufgewühlt. „Und weshalb, wenn ich fragen darf?“

Schweigen. Stille.

„Geht es vielleicht um ... Geld?“ warf ich vorsichtig — und doch mit einem unverkennbaren Maß an Spott — in den Raum.

„Geld!“ griff Prof. Umenuß mein Angebot auf. „Dreht sich nicht alles um Geld?“ fragte er rhetorisch. „Was meinen Sie denn, worauf ein Industrieunternehmen ausgerichtet ist? Seitdem Ihr Herr Onkel diese verschlüsselten Andeutungen in verschiedenen Internet-Foren brachte, war uns bald klar, daß doch ein ‚gewisses‘ wirtschaftliches Potential dahinter stecken könnte.“

„Sie staunen“, kommentierte Dr. Müller das, was er in meinem Gesicht zu sehen meinte. „Zunächst wurden unsere Dienststellen durch Schlüsselwörter auf die Äußerungen Ihres Onkels aufmerksam, meinten dabei erst, es gehe um eine größere Rauschgift-Lieferung. Bis unsere Textanalysen und Nachforschungen in der Biographie Ihres Onkels ergaben,

daß es sich bei dem ‚Pulver' um etwas Bedeutenderes als um Rauschmittel handeln mußte. Zu diesem Zeitpunkt war er bereits verstorben."

Dr. Müller hatte recht, ich war tatsächlich erstaunt: weil mein alter Onkel Thomas in Foren Beiträge zu den Letztschriften gepostet haben sollte. Also kannte er sich, was ich niemals vermutet hätte, in gewissem Umfang mit dem Internet aus. Doch weshalb hatte er dort Hinweise eingestellt, noch dazu in verschlüsselter Form? Was hatte er damit bewirken wollen? War es eine Warnung an die Menschheit gewesen? Aber warum dann in dieser versteckten Weise? Oder hatte er ein gefährliches Spiel getrieben, war er eine Spielernatur gewesen?

„Was steht", setzte ich meine Fragen fort, „außerdem hinter Ihrem Interesse? In welcher Weise soll das Pulver eingesetzt werden?"

„Ich bin sicher, Sie werden ‚uns' das Buch überlassen; Sie sollen es nicht bereuen", sagte „Tom" mehrdeutig. „Aber um es Ihnen noch leichter zu machen, will ich Ihnen gerne ‚unseren' Grund nennen: ‚Wir' wollen verhindern, daß andere die Informationen des Buchs mißbrauchen und das besagte Pulver in einer Weise verwenden, die der Menschheit nicht zuträglich wäre. Übrigens," er schaute mich streng an, „mit Computern und dem Internet kennen wir uns bestens aus!" Damit wollte er mir wohl zu verstehen geben, daß meine vorhin vorgenommenen Sicherungsmaßnahmen von seiner Gruppe verfolgt worden seien. Oder sprach aus seinen Worten doch eine gewisse Unsicherheit?

„Herr ‚Tom', versuchen Sie doch nicht, sich als Wohltäter der Menschheit aufzuspielen", hakte Dr. Müller nach. „Wenn ich richtig vermute — und ich bin mir ziemlich sicher —, gehören Sie einem Nachrichtendienst an, sagen wir, jenseits des Teichs. Ihnen geht es mit Sicherheit nicht um das Wohlergehen der gesamten Menschheit, sondern um Vorherrschaft in der Welt. Das ist kein Geheimnis. — Wir hingegen, ich meine die Bundesregierung, wollen das Buch wissenschaftlich zur Kenntnis nehmen, zum Vorteil der menschlichen Zukunft, und es dann unzugänglich wegschließen. Manche Informationen sind einfach zu gefährlich, als daß sie der Allgemeinheit bekannt gegeben werden dürfen."

Das klang widersprüchlich und wenig überzeugend: Weshalb etwas sowohl wegsperren wie auch „wissenschaftlich zur Kenntnis nehmen"?

„Weshalb Informationen wegsperren und sie dennoch ‚wissenschaftlich zur Kenntnis nehmen', wie Sie so schön sagen, und das auch noch ‚zum Vorteil der Menschen'?" wandte Prof. Umenuß ein. „Das klingt widersprüchlich und wenig überzeugend. Nein, wollen wir doch offen sein: Eine kontrollierte Verwendung des Pulvers kann durchaus Vorteile bringen. Sehen Sie, manche Familien möchten vielleicht keine Nachkommen, auf Dauer, aus welchen Gründen auch immer. Wenn dennoch Kinder kommen, ok. Aber bei den Enkeln oder Urenkeln ist dann halt Schluß. Freie Entscheidung, darauf kommt es an."

„Freie Entscheidung?" höhnte Dr. Müller. „Wie sollen diese Urenkel sich frei entscheiden, wenn sie keine Kinder

mehr bekommen *können,* also gar keine Wahl haben? Abgesehen davon: Sie finden sicher noch ganz andere Möglichkeiten, mit dem Pulver Geld zu verdienen. Es ließe sich sehr wohl als langsam aber sicher wirkende Waffe einsetzen. Das wäre eine neue Form des internationalen Waffenhandels."

„Kommen wir doch mal auf Ihre menschenfreundlichen Motive zu sprechen", erwiderte Prof. Umenuß. „Lassen Sie mich raten: Ihnen ist, etwa wegen der Knappheit der Staatsfinanzen, das Vorhandensein einiger Menschengruppen nicht angenehm, und mit Hilfe des Mittels können Sie sie auslöschen, ohne Gewalt anwenden zu müssen. Ich denke da an so manche Erbkranke. Ausrottung von Schizophrenie oder von Brustkrebs, indem man die Familien mit den verdächtigen Genen aussterben läßt. Habe ich recht? Oder", und er wandte sich an Tom, „Auslöschung mißliebiger Völker. Man verhindert einfach ihre Fortpflanzung, nicht wahr?"

Bisher hatte Ann geschwiegen. „Sie alle reden unsinnig. Das Wichtigste sein doch die Rettung der Erde. Umwelt schützen. Den Ökologie von der Planet erhalten."

„So eine sind Sie also", meinte Tom abfällig.

„Was für eine? Ruhig aussprechen!" Anns Augen schimmerten kampflustig.

„Anhänger der ‚Mutter Erde', wie? Entvölkerungsaktivistin, was?" Aus Toms Worten klangen unverhohlen Spott und Herablassung heraus.

„Wir das Beste für Welt tun! Nicht so Lüge wie Ihr alle zusammen. Wir wollen retten die Umwelt! Retten Erde! Retten Gaia vor den Menschen!"

„Da hört man es. Sie sagt es selbst.“ Toms Stimme klang kühl-triumphierend. „Umwelt, das ist für diese Gruppen die Welt ohne Menschen. Sie versuchen die Regierungen zu beeinflussen, kinderfeindliche Gesetze zu erlassen. Nicht ohne Erfolg, wie man sieht, schließlich gibt es beste Kontakte zu den Vereinten Nationen. Sie versuchen, die Menschen dazu zu bewegen, sich nicht fortzupflanzen. Und nur, damit ein paar Millionen Eichhörnchen mehr herumhüpfen und das Gras nicht mehr gemäht wird. Sie wollen die gesamte Menschheit vernichten, um Pflanzen und Tiere zu retten.“

„Klingt so negativ. Wirklichkeit viel mehr positiv. Eine einzige Spezies sterben lassen, die krank sein und die ganze Welt vergiften. Dafür Millionen Arten von Pflanzen und Tieren überleben.“

„Schluß mit dem Gelaber! Das Buch her!“ Dr. Müllers Stimme klang alles andere als freundlich. Er hatte eine Pistole auf mich gerichtet.

Der Moment, in dem er seine Aufmerksamkeit mir zuwandte, genügte den anderen. Sekunden später hielten alle eine Waffe in der Hand und beobachteten einander.

Ich hatte den Eindruck, in eine Komödie geraten zu sein. Das Ganze war so unwirklich. Und ausweglos. Und …

Da machte ich eine unwillkürliche Bewegung. In diesem Augenblick krachte der Schuß … und ich erwachte. Verwirrt schaute ich um mich. Auf dem Boden neben dem Sessel lag ein zerbrochenes Glas, das ich wohl soeben hinuntergeworfen hatte.

Nur ein Traum — Gott sei Dank! Also bisher keine Telefonate; keine vier, die mich bedrohten. Aber Monis Entführung war bittere Wirklichkeit, und es gab vielleicht auch diese zwei konkurrierenden Organisationen. Es war zum Verzweifeln.

Und wieder hieß es: warten, warten. Irgendwann mußten die Entführer sich ja melden. Allmählich kam ich wieder ans Grübeln. Ich hatte zwar nur geträumt von den verschiedenen Interessengruppen, die Buch und Pulver haben wollten. Aber konnte, was Traum war, nicht Wirklichkeit werden? Wäre es nicht möglich, daß die Entführer oder auch andere Gruppierungen ähnliche menschenverachtenden Ziele verfolgten wie diese vier im Traum? Wirtschaftsbosse, die zu allem, was Geld brachte, bereit wären. Regierungen und Geheimdienste, die mißliebige Gruppen oder Nationen aussterben lassen könnten. Umweltfanatiker, die für ihre Ziele die Menschheit opfern würden. Und wenn diese Gruppen oder auch nur einige von ihnen sich verbündeten, wäre das Unheil wohl kaum mehr aufzuhalten. Nur Unheil? Katastrophe? Viel schlimmer: die Verneinung der Menschheit. Das Böse schlechthin, das sich gegen das Leben wendet.

Auch wenn ich das Buch und das Pulver vernichten würde: Würde von nun an nicht immer diese Gefahr über der Menschheit schweben? Was hatte ein kluger Mensch gesagt: Ein einmal gedachter Gedanke läßt sich nicht mehr rückgängig machen. Er ist in der Welt und drängt nach Verwirklichung.

Da hörte ich ein Geräusch. Die Haustür. Ich sprang auf und schaute in den Flur. Vor mir stand Moni.

„Meine Engel", schrie ich auf. Ich freute mich unbändig und wollte sie in den Arm nehmen, doch sie schaute mich böse an und wehrte ab.

„Wie konntest du mich nur so anlügen?" kam es kalt über ihre Lippen.

Ich war vollkommen baff. Was war das? Noch nie hatten wir beide uns angelogen, wir vertrauten einander vollkommen. Hatten diese Verbrecher ihr Gehirn gewaschen?

„Aber ... du bist frei", stammelte ich ratlos.

„Mir sind die Augen aufgegangen, als sie mir zeigten und bewiesen, daß du gemeinsame Sache mit den Verbrechern machst, die die Menschheit vernichten wollen. Die ganze Zeit über hast du mir etwas vorgespielt. Dabei war ich bisher überzeugt, daß du mich liebst!" Tränen traten ihr in die Augen. „Du Heuchler, du!" schrie sie und ohrfeigte mich.

„Christian. Christian!" Monis Stimme drang an mein Ohr. Sie rüttelte mich. „Christian, wach auf!"

Ich öffnete die Augen. Es war Nacht, ich lag neben Moni im Bett.

„Entschuldige, daß ich dich geweckt habe. Du hast die ganze Zeit so gestöhnt, da wußte ich, du hast einen Alptraum."

„Was ist mit den Letztschriften? Von meinem verstorbenen Onkel Thomas?" stammelte ich schlaftrunken.

„Letztschriften? Was meinst du damit? Und Onkel Thomas tot? Er erfreut sich bester Gesundheit. Christian, du mußt schrecklich geträumt haben."

Erst allmählich wurde mir klar, daß alles, wirklich alles, nichts weiter als ein Traum gewesen war. Sogar von dem

Traum mit den vieren hatte ich nur geträumt. Wie unendlich freute ich mich, daß zwischen Moni und mir alles in Ordnung war, und daß uns und die Menschheit niemand bedrohte.

Am nächsten Tag flogen wir nach Nizza.

Als wir nach drei Wochen heimkehrten, fanden wir die Nachricht von Onkel Thomas' Tod, außerdem mehrere Pakete mit Büchern, die er mir vermacht hatte.

ANHANG

Die Künstler

Mariola Bogacki

http://www.art-bogacki.de

Mariola Bogacki wurde 1965 im polnischen Laurahütte geboren. 1984 siedelte sie nach Bremen über und lebt derzeit in Lilienthal, Niedersachsen.

Eine zufällige Begegnung mit der Ölmalerei im Jahr 1992 legte für sie den Grundstein für eine neue Faszination. Inspiriert von den Arbeiten der berühmten Maler Max Ernst und Hieronymus Bosch, unternahm sie die ersten „Gehversuche“ mit Farben und Pinsel im Stil des Surrealismus. Von 1999 bis 2002 folgte ein intensives autodidaktisches Studium der Öl- und Acrylmalerei. Dabei entstanden etliche Bilder, die jedoch ihren eigenen, hochgestellten Ansprüchen nicht gerecht wurden. Um ihren künstlerischen Hunger zu stillen und neue Erfahrungen in anderen Richtungen der Malerei zu gewinnen, besuchte sie im Sommer 2002 die Internationale Sommerakademie für Bildende Kunst in Salzburg und studierte Malerei bei Jacobo Borges in Caracas. In den Jahren 2002 bis 2003 erhielt sie einen Einblick in die Arbeit des Bremer Malers S. Zademack. Der Privatunterricht verlieh ihr den letzten Schliff im Bereich der klassischen Ölmalerei.

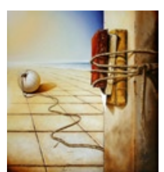
Seitdem gestaltet Mariola Bogacki mit technischer Perfektion traumhafte Visionen und fantastische Vorstellungen aus dem Unbewußten; dabei verwendet sie gern allegorische Metaphern. Der fantastische Inhalt ihrer Bilder wird mit klassischen Mitteln umgesetzt, angesiedelt zwischen Poesie und Anarchie. Ihre Quellen sind gleichermaßen Alltagsbegeg-

nungen, Erinnerungen wie auch magisch angereicherte Symbole. Gefühlte Wahrheiten geben in ihren Bildern den Impuls für die Wahl der Elemente, die sich in der Komposition vereinen.

Werkauswahl:



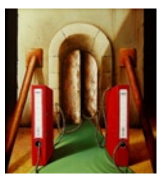
Letztschriften
2006, Öl auf Leinwand, 65 × 50 cm



Verhinderung der Wissensflucht
2005, Öl auf Leinwand, 65 × 60 cm



Brennende Köpfe
2005, Öl auf Leinwand, 65 × 50 cm



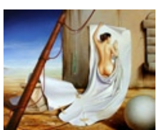
Trügerische Sicherheit
2005, Öl auf Leinwand, 65 × 60 cm



Im Land der Träume
2005, Öl auf Leinwand, 80 × 100 cm



Ein gerader Weg in eine ungewisse Zukunft
2005, Öl auf Leinwand, 120×80 cm



Im Rausch der Ewigkeit
2005, Öl auf Leinwand, 73×92 cm



The power of love
2005, Öl auf Leinwand, 90×60 cm



Und es wurde Licht
2004, Öl auf Leinwand, 70×80 cm



Spiegelei
2003, Öl auf Leinwand, 60×50 cm

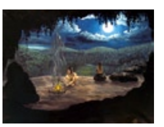
Ulrike Bosselmann

http://www.ulrike-bosselmann.de

Ulrike Bosselmann wurde 1964 geboren und wuchs in Schneverdingen in der Lüneburger Heide auf. Seit 2002 lebt die freischaffende Künstlerin, Ehefrau und zweifache Mutter in der kleinen Ortschaft Tewel im Landkreis Soltau-Fallingbostel in Niedersachsen.

Ab 1996 widmete sie sich der Ölmalerei und bildete sich anfangs autodidaktisch weiter. Seit 1999 nahm sie regelmäßig an Workshops der Bildnerischen Werkstatt Rotenburg teil. Das Hauptgebiet von Ulrike Bosselmann ist die gegenständliche Ölmalerei.

Werkauswahl:



Wolfskinder
2006, Acryl auf Leinwand, Keilrahmen 40 × 50 cm



Mehlandsbach im Frühling
2006, Öl auf Leinwand, Keilrahmen 40 × 50 cm



Wagenrad im Schnee (Winter in meinem Dorf)
2005, Öl auf Leinwand, Keilrahmen 30 × 40 cm



Frühlingslandschaft in Voigten
2004, Öl auf Leinwand, Keilrahmen 40 × 100 cm



Der Seerosenteich
2005, Öl auf Leinwand, Keilrahmen 120 × 80 cm



Orange Rose
2003, Öl auf Leinwand, Keilrahmen 60 × 80 cm



Eichenblatt
2002, Öl auf Leinwand, Keilrahmen 25 × 35 cm



Genuss
2002, Öl auf Leinwand, Keilrahmen 30 × 40 cm



Wümme bei Waffensen
2000, Öl auf Leinwand, Keilrahmen 80 × 120 cm

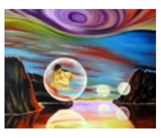
Achim Fromm

http://www.achim-art.com

Achim Fromm wurde 1963 im saarländischen Quierschied geboren und lebt heute in Elixhausen bei Salzburg in Österreich.

Die Malerei bot ihm anfangs den idealen Ausgleich zu seiner schweren Arbeit als Maurer. 2004 machte er sein Hobby zum Beruf, und ist seitdem als freischaffender Künstler und Kunsthandwerker tätig und gibt Malkurse. Stilistisch sehr vielseitig, beschäftigt er sich u. a. mit dem Surrealismus, dem Impressionismus, dem Fotorealismus, der Aktmalerei sowie der Illusionsmalerei.

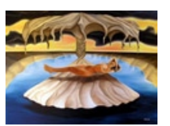
Werkauswahl:



Alanea
Öl auf Leinwand, 70 × 90 cm



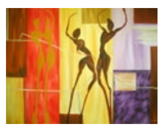
Hawaii
Öl auf Leinwand, 70 × 90 cm



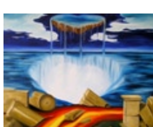
Eva's Geburt
Öl auf Leinwand, 60 × 80 cm



Ozon
Öl auf Leinwand, 50 × 60 cm



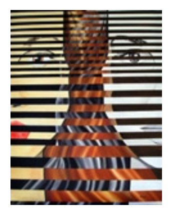
Bewegung
Öl auf Leinwand, 70 × 90 cm



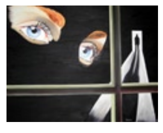
The End
Öl auf Leinwand, 80 × 100 cm



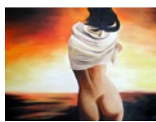
Endlos
Öl auf Leinwand, 90 × 70 cm



Wiedervereinigung
Öl auf Leinwand, 90 × 70 cm



Shadow
Öl auf Leinwand, 70 × 90 cm



Unschuld
Öl auf Leinwand, 60 × 80 cm

Franz Graw

http://www.graw-kunstdrucke.de

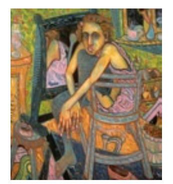
Franz Graw wurde 1964 in Düsseldorf geboren und lebt und arbeitet bis heute in seiner Heimatstadt.

Schon als Kind liebte er die Malerei, und es faszinierten ihn die bunten Farben der „Alten Impressionisten" und der Architektur. Doch begann er seine Tätigkeit als Kunstmaler erst im Jahr 1984. Zunächst beschäftigte er sich mit impressionistischen Bildern, entwickelte dann aber im Laufe der Zeit durch eingehendes Selbststudium, Malen und Experimentieren mit verschiedenen Stilrichtungen seinen ganz eigenen, unverkennbaren Stil, seine unverwechselbare künstlerische „Handschrift" mit intensiven Farben und einer Fülle von Details. Es blieb für ihn eine Herausforderung, sich nicht den Normen anzupassen und sich nicht von den Meinungen Außenstehender abhängig zu machen, sondern unbeirrt und kraftvoll seine individuelle Kreativität in immer wieder völlig neuen Ölgemälden umzusetzen. Jede freie Minute nutzt er für Studien, Entwürfe und Skizzen. Der Erfolg ist ein erstaunliches und unvergleichbares Werk künstlerischen Schaffens, das ca. 500 Ölgemälde und zahlreiche Linoldrucke, Collagen, Zeichnungen und Tonarbeiten umfaßt.

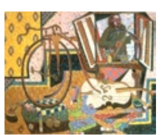
In jüngster Zeit begann er leidenschaftlich damit, neue Ausdrucksmöglichkeiten zu erforschen und seine Vorstellungen dreidimensional in Skulpturen umzusetzen.

Um vom Kunstmarkt finanziell unabhängig zu sein, ist Franz Graw halbtags als Restaurator tätig.

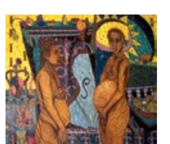
Werkauswahl:



Das Luder
2004, Öl auf Leinwand, 90 × 80 cm



Meine Musik
2003, Öl auf Leinwand, 100 × 140 cm



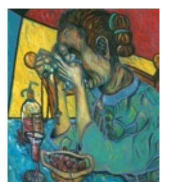
Vaterglück
2003, Öl auf Leinwand, 100 × 115 cm



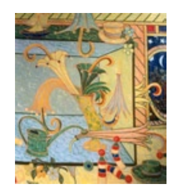
Vor dem Tor
2003, Öl auf Leinwand, 90 × 80 cm



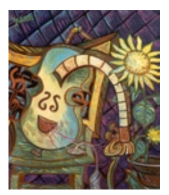
Das Hühnchen
2003, Öl auf Leinwand, 50 × 60 cm



Die Trauernde
2000, Öl auf Leinwand, 60 × 50 cm



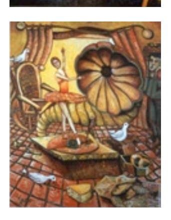
Schirme
1999, Öl auf Leinwand, 100 × 90 cm



Geige und Sonnenblume
1999, Öl auf Leinwand, 55 × 45 cm



Der Sternenpflücker
1998, Öl auf Leinwand, 150 × 130 cm



Zu laute Musik
1998, Öl auf Leinwand, 100 × 80 cm

Susanne Gründl

http://www.art-of-mine.de

Susanne Gründl wurde 1984 in Rosenheim, Bayern geboren.

Zur Kunst kam sie bereits in jungen Jahren. Nach anfänglichen Bleistiftzeichnungen und ersten Versuchen mit Farbe und Pinsel wandte sie sich dem Airbrush zu. Von 1998 bis 1999 nahm sie Privatunterricht bei Kay Gilgenast und begann im Jahr 2004 ein Studium zur Airbrush-Designerin und Illustratorin am Institut für bildende Kunst und Kunsttherapie in Bochum.

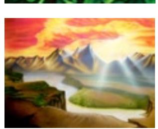
Werkauswahl:



Tautropfen der Friedensdroge
2006, Airbrush, 42 × 29,7 cm



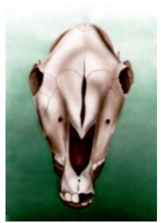
Callas
2005, Airbrush, 42 × 59,4 cm



Roter Himmel
2005, Airbrush, 42 × 59,4 cm

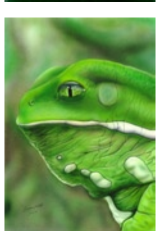


Über die Farben des Regenbogens
2004, Gouache, 24 × 46 cm



Pferdeschädel

2005, Airbrush, 59,4 × 42 cm



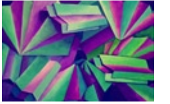
Makifrosch

2005, Airbrush, 59,4 × 42 cm



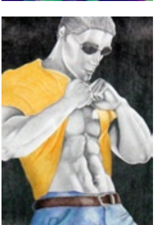
Frühstückskubismus

2004, Buntstift, 15 × 10 cm



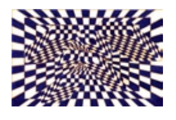
Faltungen

2003, Gouache, 26 × 40 cm



Man-Art

2003, Bleistift und Pastellkreide, 46 × 24 cm



Op-Art blau-weiß

2002, Filzstift, 24 × 38 cm

Silvana Mattiesson

http://www.vani-living-art.de

Silvana Mattiesson wuchs als Tochter zweier Hobbymaler in Fichtenwalde und Beelitz auf und lebt heute in Berlin.

Durch ihre Eltern wurde schon früh ihre Leidenschaft zur Malerei geweckt. In ihrer Jugend experimentierte sie mit dem Bleistift, erstellte Tattoovorlagen und versuchte sich beim Airbrush, bis sie die Ölmalerei für sich entdeckte. Anfangs auf Holz, malt sie heute überwiegend auf Leinwand. Dabei widmet sie sich der Landschaftsmalerei, der Tiermalerei, Porträts sowie der keltischen und asiatischen Kunst.

Werkauswahl:



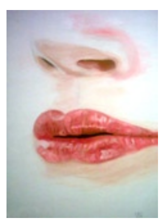
Die Chilischote
Öl auf Leinwand, 100 × 70 cm



Mondfrau
Öl auf Leinwand, 50 × 40 cm



Lachender Delphin
Öl auf Leinwand, 70 × 100 cm



Kußmund
Öl auf Leinwand, 100 × 70 cm



Brücke am Lough Mask
Öl auf Leinwand, 100 × 70 cm



Der lange Weg
Öl auf Leinwand, 50 × 70 cm



Schweden
Öl auf Leinwand, 70 × 100 cm



Kylemore Abbey
Öl auf Leinwand, 200 × 50 cm



Poulnabrone Dolmen
Öl auf Leinwand, 70 × 100 cm



Five Dolphins
Öl auf Leinwand, 50 × 150 cm

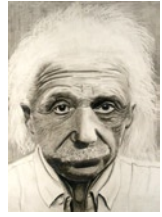
Wolfgang Müller

http://www.meinliebermalermalemir.de

Wolfgang Müller wurde 1958 geboren.

Das Malen und Zeichnen betreibt er als Hobby. Dabei hat er sich auf Porträts, Karikaturen und fotorealistische Gemälde spezialisiert.

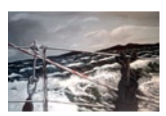
Werkauswahl:



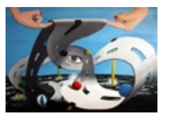
Einstein
Bleistift auf Papier, 70 × 50 cm



Hemden
Acryl auf Sperrholz, 130 × 90 cm



Sturm
Acryl auf Sperrholz, 65 × 85 cm



Surreales Bild
Acryl auf Sperrholz, 60 × 80 cm



Augen
Acryl auf Sperrholz, 40 × 100 cm



Schorsch Dabbelju
Bleistift und Zeichenkreide auf Papier, 70 × 50 cm



s/w-Karikatur
Bleistift auf Papier, 50 × 40 cm



Wildlife (4 Bilder)
Bleistift und Zeichenkreide auf Karton, je 70 × 50 cm

Bananentrilogie (3 Bilder)
Acryl auf Zeichenkarton, je 58 × 39 cm

Gabriela Pizzo

http://www.gabrielapizzo.com

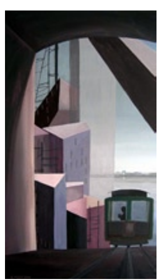
Gabriela Pizzo wurde 1975 in Uster im schweizer Kanton Zürich geboren. Heute lebt und arbeitet sie als freischaffende Künstlerin in Zürich.

Ihre künstlerische Ausbildung genoß sie am Liceo Artistico in Zürich. Durch Gefallen an stofflicher Richtigkeit entwickelte sie über Jahre eine Vorliebe für den Realismus. Ihre Experimentierfreudigkeit ermöglichte ihr zudem das Ausprobieren verschiedenster Stilrichtungen mittels Acryl oder Mischtechnik.

Werkauswahl:



Die Wilde
2006, Acryl auf Baumwolle, 50 × 40 cm



Verfall
2006, Acryl auf Baumwolle, 70 × 40 cm



Jungle
2005, Acryl auf Baumwolle, 50 × 100 cm



Canyon
2004, Acryl auf Baumwolle, 60 × 200 cm

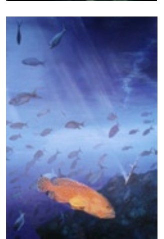
America
1999, Acryl auf Baumwolle, 30 × 30 cm



Totem Pole
1999, Acryl/Gips auf Baumwolle, 70 × 40 cm



Pub!
1999, Acryl auf Baumwolle, 40 × 50 cm



Fisherking
1998, Acryl auf Baumwolle, 90 × 60 cm



Two Boys
1998, Acryl auf Halbkarton, 53 × 45 cm

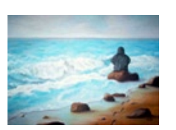
Peter Schmidt

http://www.p26s.de

Peter Schmidt wurde 1953 in Güstrow, Mecklenburg-Vorpommern geboren.

Bereits als Kind malte und zeichnete er mit Bunt- und Filzstiften. Später stieß er auf die Ölmalerei, als ihm zum Geburtstag ein Kasten mit Ölfarben geschenkt wurde. Seitdem ist die Ölmalerei seine große Leidenschaft; aber auch die Wand- und Fassadenmalerei gehören zu seinem Tätigkeitsfeld.

Werkauswahl:



Einsame Insel
2005, Öl auf stoffbeklebtem Laminat, 56 × 74 cm



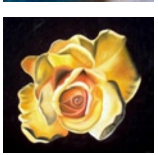
Obst
2005, Öl auf Leinwand, 48,5 × 61,5 cm



Obstschale
2005, Öl auf stoffbeklebter Hartfaser, 54 × 106 cm



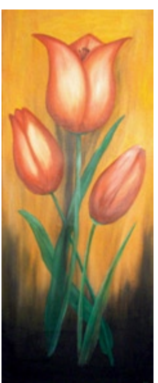
Sonnenblumen
2005, Öl auf stoffbeklebtem Laminat, 61,5 × 69,5 cm



Rosenblüte
2005, Öl auf stoffbeklebter Hartfaser, 60 × 65 cm



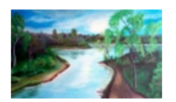
Spiegelungen (Flasche mit Glas)
2005, Öl auf Leinwand, 90 × 42 cm



Tulpen
2005, Öl auf Leinwand, 100 × 40 cm



Palmenstrand
2005, Acryl auf Hausfassade, 180 × 300 cm



Fluss
2004, Öl auf stoffbeklebter Hartfaser, 55 × 95 cm



Tiger
2004, Öl auf Sperrholz, 76 × 76 cm

Yvonne S. Schulmeistrat

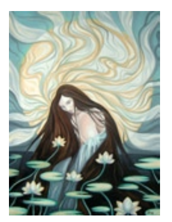
http://www.artantara.de

Dr. des. Yvonne S. Schulmeistrat wurde 1971 in Frankfurt am Main geboren und lebt heute am Niederrhein.

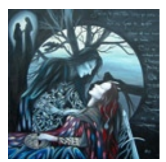
Die Kunst liegt bei ihr in der Familie. Ihr Großvater mütterlicherseits war Musiker. Auch ihre Mutter malt und stellt aus.

Ihre Kunst schöpft aus den unterschiedlichsten Quellen, darunter die germanische und keltische Mythologie, größtenteils jedoch aus einer inneren Essenz, die sich nicht nur in den Farben und Formen ihrer Gemälde niederschlägt.

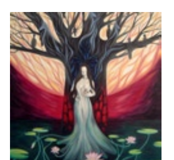
Werkauswahl:



Elea
2006, Öl auf Leinwand, 80 × 60 cm



Nagelmaske
2005, Öl auf Leinwand, 100 × 100 cm



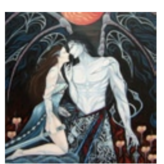
Uppsala
2005, Öl auf Leinwand, 100 × 100 cm



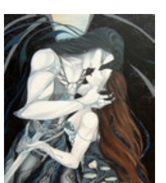
Angel
2002, Öl auf Leinwand, 70 × 100 cm



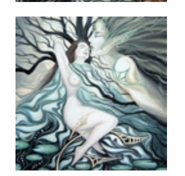
Engelchen
2003, Öl auf Leinwand, 80 × 30 cm



Bloodroses
2003, Öl auf Leinwand, 100 × 100 cm



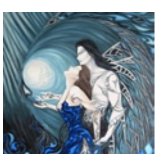
Steel
2002, Öl auf Leinwand, 60 × 50 cm



Waldgott
2002, Öl auf Leinwand, 50 × 50 cm



Blood
2001, Öl auf Leinwand, 60 × 80 cm



Wave
2000, Öl auf Leinwand, 90 × 90 cm

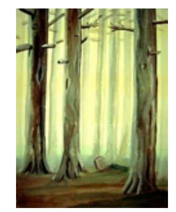
Susanne Ursula Sommer

http://www.susanne-ursula-sommer.de

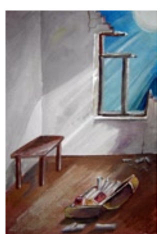
Susanne Ursula Sommer wurde 1954 in Düsseldorf geboren und lebt heute in Hürth, Nordrhein-Westfalen.

Seit ihrer Jugend befaßt sie sich intensiv mit der Kunst. Die Malerei erlernte sie im autodidaktischen Studium.

Werkauswahl:



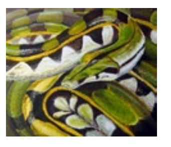
Szene im Wald
Gouache auf Aquarellpapier, 48 × 36 cm



Szene in der Ruine des Hauses
Gouache auf Aquarellpapier, 38 × 24 cm



Die Friedensrose
Gouache auf Aquarellpapier, 48 × 36 cm



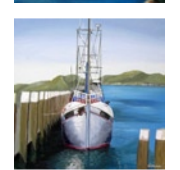
boa abstractor
Öl auf Leinwand, 60 × 70 cm



Schloßturm Düsseldorf
Öl auf Leinwand, 70 × 60 cm



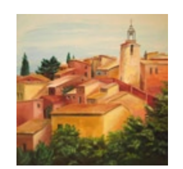
Brücken über den Tarn
Öl auf Leinwand, 60 × 70 cm



Fischerboot in Hvide Sande
Öl auf Leinwand, 60 × 60 cm



Alter Brunnen
Öl auf Leinwand, 60 × 60 cm



Irgendwo in der Provence
Öl auf Leinwand, 70 × 60 cm



Schach
Öl auf Leinwand, 60 × 60 cm

Silvian Sternhagel

http://www.licht-welten.com

Silvian Sternhagel wurde 1969 in Memmingen, Bayern geboren und lebt heute in Rüdersdorf bei Berlin.

Auf seinen neoromantischen Ölgemälden zeigt er intuitiv komponierte „Neue Welten“, die in traditioneller Harzöl-Lasurtechnik umgesetzt werden. Seine Ölbilder verschmelzen Impressionen der Natur und Expressionen der Fantasie zu einer surrealen Landschaftsmalerei. Helle Sternhagel'sche Landschaften voller Licht und eigenwilliger Farbe zeigen Wolken und Sonne, Land und Bäume, Wasser und Himmel oft in unverwechselbarer Perspektive und Dynamik.

Werkauswahl:



Bewegte Welt
Öl auf Leinwand, 80 × 100 cm



Das denkende Auge
Öl auf Holz, 80 × 100 cm



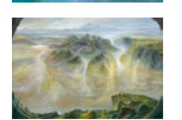
Das Fließen der Zeit
Öl auf Holz, 100 × 70 cm



Die andere Seite
Öl auf Leinwand, 100 × 80 cm



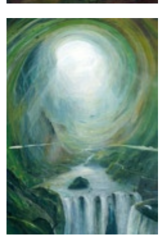
Existenz
Öl auf Leinwand, 100 × 80 cm



Land der Farben
Öl auf Leinwand, 100 × 150 cm



Schauspiel
Öl auf Leinwand, 80 × 100 cm



Tal der Erkenntnis
Öl auf Holz, 100 × 70 cm



Wasserwelt
Öl auf Leinwand, 80 × 100 cm

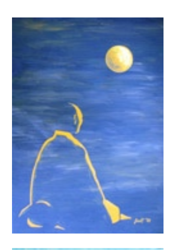
Werner Szendi

http://www.szendi.at

Werner Szendi wurde 1966 in Güssing im Burgenland, Österreich geboren und lebt heute als erfolgreicher freischaffender Künstler in Traiskirchen bei Wien.

In seiner Jugend zeichnete er Porträts und Landschaften mit dem Bleistift, später kamen Aquarelle und Ölbilder hinzu. Durch ein autodidaktisches Studium der alten Meister verbesserte er seine Maltechnik und erweiterte sein Kunstverständnis. In den letzten Jahren entdeckte er seine Vorliebe für Acrylfarben, deren kräftige Leuchtkraft ihn fasziniert. Er beschäftigte sich intensiv mit der Farbenlehre und ist begeistert von den Einflußmöglichkeiten, die man durch eine richtige Farbwahl nehmen kann.

Werkauswahl:



Erleuchtung
2005, Acryl auf Leinwand, 70×50 cm



Einzigartig
2005, Acryl auf Leinwand, 100×80 cm



Red Planet
2005, Acryl auf Leinwand, 120 × 40 cm



Insch'Allah
2005, Acryl auf Leinwand, 80 × 60 cm



Die Versuchung
2005, Acryl auf Leinwand, 160 × 100 cm



Toskana
2005, Acryl auf Leinwand, 120 × 80 cm



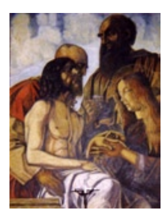
Verliebter Clown
2005, Acryl auf Leinwand, 140 × 100 cm



Unendlichkeit
2004, Acryl auf Leinwand, 50 × 70 cm



Liegender Akt
1990, Aquarell auf Papier



Pieta
1985, Öl auf Holz, 104 × 81 cm